Ant. 401 m/(1-3

Ferienschriften

von

Karl Zell,

Doctor der Philosophie und Professor der alten Literatur an der Universität zu Freiburg.

Zell
Ferienschriften
1-3

Erste Sammlung.

Freiburg im Breisgau.
Druck und Verlag von Fried. Wagner.
1826.

84 Bg
Nb/65/2980

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Sr. Hochwürden

dem Herrn

Adam Martin,

Stadtpfarrer, landesherrlichem und bischöflichem Dekan

zu Sinsheim,

dem Lehrer seiner Jugend

mit

Dankbarkeit und Verehrung

gewidmet

von dem Verfasser.

Vorwort.

Manche historische Gegenstände von geringerer Ausdehnung, aber darum nicht von gleich geringem Interesse lassen eine Behandlung durch Aufsätze zu, welche man nicht unpassend den Idyllien (im antiken Sinne des Wortes) analog nennen könnte. Hier wie dort können uns kleine Bilder gegeben werden, welche durch Neuheit des Gegenstandes, so wie durch die Art der Darstellung den Mangel an Ausdehnung und Größe mehr oder minder ersetzen. Ich habe es versucht, in diesen Blättern eine Sammlung solcher kleiner Gemälde anzulegen. Dabei habe ich

darauf gedacht, solche Gegenstände zu wählen, welche jedem gebildeten Leser einiges Interesse abgewinnen können, und zugleich durch Sammlung und Verarbeitung des Stoffes Excurse über einzelne noch nicht besonders bearbeitete Punkte aus dem Gebiete des griechischen und römischen Alterthumes zu liefern. Einige der hier mitgetheilten Aufsätze sind schon einmal gedruckt: nämlich die beiden über griechische Volkslieder und Sprüchwörter in frühern Jahrgängen des Morgenblattes; dann die beiden letzten, und zwar der eine in einem Programme des Lyceums zu Rastatt, der andere über das Sittliche der griechischen Volksreligion, als eine öffentliche Vorlesung, wie sie nach einer hier bestehenden Sitte ein jeder neu auftretende Lehrer an der hiesigen Universität zu halten pflegt. Aus Versehen ist auf dem Titel dieses letzten Aufsatzes bei einigen Exemplaren der Beisatz „Eine Rede“ statt: „Eine Vorlesung“ stehen geblieben.

Die beiden zuletzt genannten Aufsätze wurden nur in einem kleinen Kreise bekannt; dieß mag ihre Aufnahme in diese Sammlung rechtfertigen.

Diese Blätter machen durchaus keine Ansprüche: sollten sie jedoch Lesern von Geschmack und Einsicht nicht mißfallen, so wird der Verfasser sich freuen, Stunden der Muße, welche ihm sein Lehramt und ernstere Studien übrig ließen, auf diese Weise angewendet zu haben, und er wird sich dadurch bestimmen lassen, damit fortzufahren.

Inhalt.

	Seite
Die Wirthshäuser der Alten	3
Ueber die Volkslieder der alten Griechen .	53
Ueber die Sprüchwörter der alten Griechen.	91
Catull's Liebe	125
Bajä, ein römischer Badeort	145
Aristoteles, als Lehrer Alexanders . .	155
Ueber das Sittliche in der griechischen Volks-Religion	175

wird ersucht, den Inhalt nach der Vorrede einzuheften.

Die
Wirthshäuser der Alten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Es mag vielleicht manchem Leser befremdend vorkommen, diesen Gegenstand einer besondern Aufmerksamkeit zu würdigen, und mancher, der gewähltere Gesellschaft zu suchen pflegt, als die ist, welche der Zufall in solchen Häusern zusammen führt, mag es uns vielleicht gar verargen, daß wir ihn zu einem solchen Gange einladen. Doch, wenn es uns nun vielleicht gelänge, so ergötzliche und lebendige Bilder vorzuführen, als Auerbachs Keller im Faust, als die spanischen Ventas und Posadas im Don Quixote, und der wilde Schweinskopf bei Frau Hurtig in Eastcheap zeigen? Dann würden sie es wohl nicht verschmähen, uns zu folgen. Allein wir wollen keine zu glänzenden Hoffnungen erregen. Es mag freilich auch in jenen griechischen und römischen Herbergen und Schenkstuben nicht an Scenen gefehlt haben, die in dem Spiegel einer lebendigen poetischen Darstellung aufgefaßt zu werden verdienten; allein diese

Häuser treten überhaupt in der antiken Welt nicht so hervor, als in der modernen, und dann sind in den Denkmälern, aus welchen wir die Sitten der Alten kennen lernen, die hierher gehörenden Züge doch zu vereinzelt und zu zerstreut, auch großentheils zu allgemein, als daß sie in recht individuelle und anschauliche Bilder sich vereinigen ließen. Glücklicher Weise ist jedoch das poetische Interesse nicht das einzige, das sich dem Gegenstande abgewinnen läßt. Er bietet noch ein anderes und sogar recht bedeutendes Interesse dar, welches uns hinreichend rechtfertigen wird, wenn wir ihn etwas genauer behandeln, als bisher geschehen ist. (1) Von welcher Art dieses Interesse ist, ergiebt sich, wenn wir einen Blick auf unsere Wirthshäuser werfen. Diese haben den doppelten Zweck, einmal für das Bedürfniß und die Bequemlichkeit der Fremden und zugleich für die gesellige Unterhaltung und Zerstreuung der Einheimischen zu sorgen. Wenn man nun die Wirthshäuser der Alten einer genauern Betrachtung würdigt, ist dies nicht eben so viel, als untersuchen, wie in der alten Welt für beides gesorgt war, für die Aufnahme der Reisenden und für öffentliches Vergnügen daheim? Das sind aber doch wohl Gegenstände von Wichtigkeit zur Kenntniß des

gesellschaftlichen Zustandes und zur Charakteristik der Sitten und des Geschmackes. Nach diesen beiden Gesichtspunkten sollen darum hier die zerstreuten Notizen der alten Schriftsteller über diesen Gegenstand gesammelt, und so viel als möglich zu einem zusammenhängenden Ganzen vereinigt werden. Für jetzt sollen uns nur die griechischen und römischen Wirthe beherbergen. Die gelehrten Wirthshaus-Besucher und alle, welche einen Genuß darin finden, die Sitten der Völker in ihren eigenthümlichen Farben zu beschauen, werden uns vielleicht Beifall zulächeln, wenn wir ihnen zugleich ankündigen, daß wir bei diesen zwei Bildern nicht stehen bleiben werden. Wir werden nach Zeit und Gelegenheit noch andere derselben Art hinzufügen, und nach und nach eine kleine Gallerie solcher Tenniers verschiedener Zeiten und Völker aufstellen. (2)

Nun zur Sache selbst, und zwar zuerst von den Griechen. Wir betrachten da die früheste Zeit mit ihren einfachen Sitten und ihrem einfachen Leben, und gehen von da aus weiter bis zu dem mannigfaltigen und bunten Leben der so beweglichen und lebenslustigen Einwohner Athens.

Die erste Zeit der völligen Rohheit Griechenlands und eben so auch der Beginn der ersten gesellschaftlichen Einrichtungen fordert weder,

noch erlaubt er eine besondere Betrachtung von dieser Seite. Wo der Verkehr durch Handel oder durch andere Triebfedern noch gar nicht in Bewegung gesetzt ist, wo nicht einzelne reisen, sondern wilde Horden wandern; ferner, wo Arbeit und Kampf um die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens der geselligen Unterhaltung und dem geselligen Vergnügen noch keine Zeit übrig lassen: da kann auch von Einrichtungen keine Rede seyn, welche gerade auf jenen beiden Erscheinungen eines gesitteteren Lebens beruhen. Ein ganz anderes und viel erfreulicheres Bild gewährt das auf jene erste Zeit folgende heroische Zeitalter, wie es in jenen unsterblichen Gedichten sich abspiegelt, welche allein unter allen, den ganzen Kreis des Lebens einer ganzen Zeit bis in die kleinsten Züge umfassen. Auch damals war zwar das Reisen einzelner noch selten. Der Handelsverkehr war unbedeutend und fast ausschließlich zur See, auch wohl mit Seeräuberei verbunden; der Trieb hinaus in die Welt zu gehen, um sich zu unterrichten, der einige hundert Jahre später Weise und Geschichtschreiber die Fremde besuchen hieß, war noch nicht erwacht. Die einzelnen besuchten wohl nur nahe wohnende Verwandte und Freunde; oder es waren unglückliche, die wegen eines unvorsätzlichen Mordes vor der

Blutrache flohen. Doch sehen wir auch in dieser Zeit den vielgereisten, aber freilich durch ein eignes Schicksal umher getriebenen Odysseus und den auf Erkundigung nach dem Vater reisenden Telemachus. Eigne Häuser zur Aufnahme solcher Fremdlinge um Lohn gab es nun nicht, wenigstens in der frühern heroischen Zeit und im allgemeinen nicht. Dafür gewährte aber Ersatz eine viel schönere, edlere Einrichtung: die durch Religion und Sitte begründete allgemeine Gastfreundschaft. Zeus Xenios umfaßte mit seinem Schutze alle Fremdlinge ohne Ausnahme, und alle fanden Pflege und Aufnahme an dem gastlichen Heerde. Wenn Glieder befreundeter Familien sich trafen, so geschah dies mit um so größerer Liebe und Sorgfalt. Welche herzliche Freundschaft athmet nicht die gastliche Aufnahme des jungen Telemachus bei Menelaus? (3) Allein auch ganz unbekannte Fremdlinge wurden mit Menschenfreundlichkeit und Güte behandelt. Man darf nur, um nicht in einer bekannten Sache mehr Beispiele anzuführen, an die Aufnahme des Odysseus bei den Phäaken denken, bei jenem harmlosen, frohen und lebenslustigen Völkchen, das der jonische Sänger gleichsam als Ideal seiner nicht unähnlichen Landsleute mit besonderer Vorliebe schildern zu wollen scheint. (4)

Für das Bedürfniß der Reisenden war also auf diese Weise gesorgt. Für den andern Zweck, dem unsere Wirthshäuser dienen, für gesellige Unterhaltung, bedurfte es ebenfalls in jener Zeit keiner solchen Anstalten. Man darf nur einmal einen Blick auf diese heitere und lebensvolle homerische Welt geworfen haben, um sich zu überzeugen, daß es da an geselliger Freude, an Vergnügen, Spiel und Scherz keineswegs fehlte. Einmal war der ganze Kultus zugleich eine Reihe von geselligen, heitern Handlungen, verschönert durch Tanz, Gesang und frohes Mahl. Ferner: der Rath der Edeln, das Gericht des Königes, die Versammlung des Volkes mit ihren Reden und Gegenreden und ihrer ganzen Oeffentlichkeit war fast eben so sehr gesellige Unterhaltung als Geschäft. Dazu kamen nun noch die besonders veranstalteten Feste und gemeinsame Mahlzeiten in den Häusern der Könige und Edeln. Nach dem Mahle eilte dann die rüstige Jugend zu Kampfspielen, voll Lebensmuth, Erwartung und Siegesfreude, während die Alten zuschauten und richteten;(5) oder auch es begann ein schöner Tanz von bewaffneten Jünglingen und holden Mädchen.(6) Glückliche Zeit der jugendlichen Menschheit! Wie erscheinen die meisten unserer öffentlichen

geselligen Vergnügungen dagegen theils überverfeinert und schlecht, theils indolent und lebensarm, theils endlich roh und seelenlos.

Die ersten öffentlichen Anstalten in Griechenland, welche mit unsern Wirthshäusern verglichen werden können, sind die sogenannten Leschen (λέσχαι). Sie gehören vielleicht noch dem Ende der heroischen Zeit an, kamen besonders aber in der zunächst darauf folgenden Zeit in Aufnahme, in den jonischen Städten, vorzüglich in Athen, auch in Sparta und dem übrigen Griechenland. Die erste Erwähnung solcher Leschen ist bei Homer, an jener Stelle, wo eine der leichtfertigen Mägde den unter Bettlergestalt verborgenen Odysseus aus seinem eigenen Hause hinausschelten will mit den Worten (Odyssee XVIII, 328):

„Traun, du elender Fremdling, du bist im Geiste zerrüttet,
Daß nicht schlafen du gehst zur wärmenden Esse des Schmiedes,
Oder zur Volksherberg'.“

Diese Stelle ist die einzige in den homerischen Gedichten, die eine solche Erwähnung enthält. Darum war wohl, wie schon oben bemerkt, diese Einrichtung der eigentlichen heroischen Zeit nicht angehörend, und der Sänger

trug wahrscheinlich eine Sitte seiner Zeit auf jene frühere über. Bei der angeführten Stelle erhalten wir von dem Ausleger Eustathius die Belehrung: Leschen seyen Gebäude mit offnen Hallen gewesen, wo man zusammen kam, um miteinander zu plaudern. (7) Darum warnt auch Hesiodus vor diesem Müssiggang, zu dem die Leschen einluden (Werke u. Tage, V. 493):

"Geh' die Schmiede vorbei, vorbei die erwärmete Lesche
Winterszeit, wenn dich die heftige Kälte bedränget:
Denn nicht fehlt's dem fleißigen Mann auch im Winter an Arbeit."

Doch nicht blos leere Plaudereien und die Neuigkeiten des Tages schwirrten durch diese Hallen, es wurden auch ernstere Worte da gehört; und wie später die Gymnasien die Sammelplätze der Philosophen und ihrer Zuhörer wurden, so dienten früher eben dazu auch diese Leschen. (8) Die oben angeführte homerische Stelle zeigt überdieß, daß die Leschen noch einem andern Gebrauch dienten außer der geselligen Unterhaltung: sie waren zugleich die Herbergen heimathloser und dürftiger Leute. Wie nun die Griechen nicht leicht eine öffentliche Sekte oder ein öffentliches Institut hatten,

ohne es mit ihrem Kultus in Verbindung zu setzen, so hatten sie auch für diese Anstalten einen eignen Patron. Es war dieß Apoll, welcher in dieser Beziehung Leschenorios hieß. (9) Es darf uns also nicht befremden, die Leschen überhaupt unter den einer jeden Stadt zukommenden öffentlichen Gebäuden aufgezählt zu *lesen*. (10) Der häufigere oder mindere Besuch derselben richtete sich wie natürlich nach dem verschiedenen geselligen Charakter der einzelnen griechischen Stämme und nach ihrer übrigen Lebensweise. Davon giebt uns Athen und Sparta einen recht auffallenden Beweiß. Zu Sparta waren nach Pausanias nur zwei solcher Casino, wie wir sie nennen könnten, das eine Krotanon, das andere Poecile genannt. Letztere wurde zugleich zu einem grausamen Geschäfte benutzt. Da *nämlich* wurden die neugebornen Kinder in Augenschein genommen und im Falle sie krüppelhaft oder schwächlich waren, nach spartanischer Sitte getödtet. (11) Dagegen zu Athen waren nicht weniger als drei hundert und sechszig solcher Leschen. (12)

Dieser Unterschied hatte allerdings seinen Grund in dem Nationalcharakter der Spartaner, der nicht so beweglich, nicht so lebhaft und gesprächig war, als der atheniensische. Es sind

dabei aber auch die übrigen Einrichtungen ihres öffentlichen und Privatlebens nicht zu übersehen, welche gerade von der Art waren, daß sie solche Anstalten entbehrlich machten. Es ist bekannt, daß die Spartaner durchaus gemeinsam und öffentlich lebten, von dem Knabenalter an bis zum Greisenalter; sie aßen, spielten, kämpften in gemeinsamer, brüderlicher Gesellschaft. So fand also der Trieb nach Geselligkeit bei ihnen die volleste und schönste Befriedigung in allen Stufen und Verhältnissen des Lebens. Eben so wenig waren besondere Anstalten zur Aufnahme und Beherbergung der Fremden bei ihnen Bedürfniß. Sparta war keine Handelsstadt, auch keine Stadt, welche durch merkwürdige Gebäude oder Kunstschätze anzog; überdieß war durch eigne Gesetze den Fremden der Aufenthalt sehr erschwert. (13) Die verhältnißmäßige geringe Anzahl, die sich etwa da aufhielt, fand in der Gastfreundschaft der einzelnen Familien, oder wenn es Gesandte auswärtiger Staaten waren, durch Veranstaltung der Könige, welche jedesmal einzelnen Bürgern dies Geschäft übertrugen (πρόξενοι) (14), hinreichend Aufnahme und Pflege. Bei den Kretensern, deren Verfassung und Lebensweise bekanntlich in so vielem mit der spartanischen übereinstimmte, herrschte in dieser

Hinsicht eine freundlichere Sitte. Bei ihren gemeinschaftlichen, öffentlichen Mahlzeiten waren jeden Tag zwei eigne freie Tafeln für die etwa ankommenden Fremden zubereitet. (15)

Ganz anders waren dagegen die Verhältnisse in Athen. Abgesehen davon, daß die Lebhaftigkeit und Beweglichkeit des Charakters da mehr und mannigfaltigere gesellige Verbindungen bilden mußte, so war ja hier ein viel größeres städtisches Leben. Da war ein beständiger Zufluß von Fremden, welche Handel, Liebe zu Kunst und Wissenschaft und eines feinern geselligen Lebens, oder auch Neugierde und Schaulust dahin führte. Hier mußte sich also auch diese Seite des Lebens ganz anders gestalten. In dem attischen Leben treten die Wirthshäuser weit mehr hervor und werden häufig genannt. Diese Verschiedenheit zwischen Athen und Sparta wird sehr gut durch ein Witzwort des Philosophen Diogenes bezeichnet, das uns Aristoteles aufbewahrt hat. (16) Der Cyniker sagte nämlich einmal: Die Wirthshäuser seyen die Phiditien der Athener. Wenn man nach dieser Aeußerung auf einen häufigen Besuch der Wirthshäuser Athens schließen kann: so ist dabei doch wohl zu bemerken, daß dieses durchaus nur von der niedern und niedersten Klasse des Volkes zu

verstehen ist, und gerade darin liegt der Hauptunterschied zwischen dem Wesen und der Stellung der antiken und modernen Wirthshäuser. Der bessere Theil des Publikums hatte auch zu Athen, und gerade da mehr als irgendwo, edlere und würdigere Gelegenheiten zu geselliger Unterhaltung, worauf nachher besonders aufmerksam gemacht werden soll. Wie wenig aber die Wirthshäuser den bessern Theil der Gesellschaft berührten, ja wie verrufen im Allgemeinen diese ganze Klasse von Häusern war, geht aus vielen ausdrücklichen Zeugnissen hervor, aus denen wir nur die auffallendsten hier herausheben wollen. Theophrast, in der Charakterschilderung eines ganz schamlosen und tollen Menschen, führt unter den Zügen desselben an: «Er sey im Stande, sogar ein Wirthshaus zu halten.»(17) Der moralisirende Isokrates geht noch weiter, und sagt irgendwo, nicht einmal ein ordentlicher Sklave wage es, in einem Wirthshaus etwas zu essen oder zu trinken. (18) Doch scheint dieses etwas übertrieben zu seyn. Denn aus mehrern Stellen des Aristophanes geht hervor, daß die gemeinere Klasse der Bürger keinen Anstand nahm, in solchen Häusern sich zu vergnügen, und eben so auch ihre Frauen.(19) Daß dagegen angesehenere, in Amt und Würde

stehende Personen solche Plätze nicht besuchten und zum Theil gesetzlich gar nicht besuchen durften, läßt sich aus dem Zeugnisse des Redners Hyperides schließen, das Athenäus anführt. Dort heißt es nämlich, wenn ein Areopagit in einem Wirthshaus auch nur einmal gewesen wäre, so hätten ihn seine Collegen nicht mehr als Mitglied des Areopagus geduldet. (20) — Diese geringe Achtung oder vielmehr Verachtung dieser Häuser kam ohne Zweifel, wie Casaubon zu der oben angeführten Stelle des Theophrast bemerkt, daher, weil die Wirthe in der Regel ihren Gästen auch noch andere, weniger unschuldige Mittel zur Zerstreuung und zum Vergnügen anboten, als eine wohlschmekkende Schüssel oder einen Becher Wein; so daß eben ein Wirthshaus insgemein dasselbe war, wie sich Casaubon ausdrückt, als lenonis aut meretricis domus. Unter den Wirthshäusern selbst waren wohl, der Natur der Sache nach, verschiedene Abstufungen; wenigstens lassen sich schon nach dem griechischen Sprachgebrauch mehrere Arten unterscheiden. Da werden zuerst genannt die Weinläden (οἰνῶνες). Hier wurde der Wein, wie es scheint, nur über die Straße verkauft. Dann gab es Schenken oder Trinkstuben (καπηλεῖα); wenigstens unterscheidet der

Lexikograph Suidas ausdrücklich den bloßen Weinverkäufer von dem Schenkwirth.(21) Das waren nun die Plätze, wo das gemeine Volk sich mit Speise und Trank, (mit Flötenspielerinnen und andern gefälligen Mädchen) ergötzte. Ob alle diese Weinschenken auch Fremde aufnahmen, oder ob die Rechte und der Wirkungskreis dieser Häuser so genau festgesetzt und obrigkeitlich bestimmt war, ist nicht bekannt: es scheint übrigens diese genaue Scheidung nicht statt gefunden zu haben. Es wird nun noch eine Klasse von Wirthshäusern genannt, die besonders der Aufnahme der Fremden bestimmt gewesen zu seyn scheint. Diese hießen mit einem recht bezeichnenden Namen: Allherbergen (πανδοκεῖα). Mit diesen Gasthäusern waren, wie es scheint, bisweilen auch noch Kramläden verbunden.(22) Manche unter diesen Häusern müssen nun doch wohl auf einer etwas höhern Stufe gestanden seyn, als die vorher genannten. Denn wenn auch schon ein großer Theil oder auch der größte Theil der Fremden in Athen bei Gastfreunden Aufnahme fand: so gab es doch wohl eine bedeutende Anzahl von angesehenern Fremden, welche ohne solche Verbindungen dahin kamen und auf diese Art genöthigt waren, in einer öffentlichen Herberge einzukehren. Es läßt sich jedoch

nach den übrigen Verhältnissen und bei der Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit, welche noch jetzt in dem Orient und in den südlichen Ländern bei diesen Einrichtungen herrscht, keineswegs erwarten, daß für die Bequemlichkeit der Reisenden so gesorgt war, wie in unsern Gasthöfen größerer Städte. Daß die Griechen, wie wir, gemahlte Schilder an solchen Häusern hatten, könnte man aus einer Stelle des Aristoteles (23) schließen. Allein der Umstand spricht dagegen, daß bei Aristophanes und andern Schriftstellern, die das attische Leben schildern, keine weitere Spur davon vorkommt, und doch hätte diese Sitte so mancherlei Gelegenheit zu Anspielungen gegeben, daß dieser Mangel jeder weitern Spur wohl nicht zufällig seyn kann. Uebrigens geht diese Sitte, den Wirthshäusern Namen und Bilder zu geben, in sehr *frühe Zeit* zurück; so wie auch das bekannte Wirthszeichen der zwei übereinander gelegten Dreiecke und der aufgestellte Busch, wenn gleich nicht in dieser Anwendung, dem griechischen und römischen Alterthum angehört, wie bei einer andern Gelegenheit gezeigt werden soll. (24) Einen eignen Schutzpatron hatten die griechischen Wirthe, wie die unsrigen ihre Patrone an den beiden Heiligen Pandolphus und Julianus haben. (25) Sie empfahlen sich der

Gnade Merkurs, in dem sie ihren Schutzgott verehrten. (26)

So waren im allgemeinen die attischen Wirthshäuser beschaffen, und wie aus dem bisher Gesagten erhellt, an Bedeutung und Ansehen von den unsrigen sehr verschieden. Sie gehörten im allgemeinen einer ganz niedern und gemeinen und zugleich nicht sehr ausgedehnten Sphäre an; dagegen unsere Wirthshäuser in ihrer großen Menge und Mannigfaltigkeit, unsere Kneipen, Schenken, Wein- und Bierhäuser, Kaffeehäuser, Casini, Museen, Klubbs und Restaurationen den größten Theil aller derjenigen am Abend aufnehmen, welche durch Akten, Buch, Feder, Hobel und Hammer, oder auch durch Nichtsthun sich den Tag über ermüdet haben. Der Grund dieser Erscheinung ist nicht schwer einzusehen. Was sollte auch den freien atheniensischen Bürger bestimmen, an einem solchen Orte Unterhaltung und öffentlichen Verkehr zu suchen? War ja doch sein ganzes Leben eine Reihe von heitern Festen und von geistesbelebenden Anstrengungen. Da waren die mancherlei religiösen Feierlichkeiten, eben so ehrwürdig als nationell durch ihr hohes Alter und ihre Bedeutung, als schön und festlich durch Aufzüge, Spiele, Tänze und Ausschmückung aller Art. Oder er sah auf der

Bühne seine Götter und Helden, und hörte ihre göttliche Sprache, wenn auch nur einigemal im Jahre, aber dafür mit desto gespannterer Erwartung und desto tiefer eingeprägter Erinnerung. Die meiste Zeit nahm aber seine politische Thätigkeit in Anspruch. Bald war er in der Volks-Versammlung gegenwärtig, als Magistrat oder Bürger, sprach oder ließ andere, zuweilen zu seinem Besten, oft zu seinem Nachtheil, immer aber zu seiner Unterhaltung Reden halten; oder er wählte zu Aemtern und wurde gewählt. Ein andermal saß er in dem öffentlichen Gericht als Richter oder als theilnehmender Zuschauer. Ueberall wurden Gegenstände verhandelt, die seine Interessen auf das nächste berührten, und die Art der Verhandlung war so, daß sie noch jetzt nach Jahrtausenden durch Geist, Witz, Verstand und Energie, durch Ausdruck und Darstellung, uns, die wir uns in diese Verhältnisse künstlich hineindenken müssen, auf das lebhafteste interessirt und ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung ist. Freilich führten feile und verschlagene Demagogen das Volk oft auf Irrwege; feine Sykophanten brachten manchen Ehrenmann in gefährliche und verdrüßliche Processe. Das war aber alles doch nur in seinen Resultaten traurig; in der täg-

lichen und gewöhnlichen Wirksamkeit dieser Institutionen entfaltete sich dagegen eine Kraft und Beweglichkeit des Geistes, eine Thätigkeit aller Vermögen und eine Energie des Handelns, gegen welche unser öffentliches Leben einen Kontrast bildet fast wie Tod und Leben selbst. Dazu kommt nun noch die Lebensweise der südlichen Völker überhaupt, die es nicht lieben, sich zwischen Mauern einzuzwängen, sondern vielmehr so viel möglich alle Geschäfte vor dem Hause zu betreiben, auf Straßen und Märkten sich zusammen zu stellen und sich zu unterhalten. Ueberdieß unterstützten noch andere Einrichtungen den öffentlichen geselligen Verkehr. So waren die Gymnasien eben so wohl Orte für die Unterhaltung als für die geistige und körperliche Uebung. Da sahen und sprachen die Jünglinge sich untereinander, dahin kamen, um sie zu sehen und mit ihnen sich zu unterhalten, ihre enthusiastischen Verehrer. Eben solche Unterhaltungsplätze waren die öffentlichen Bäder und fast alle Buden der Handwerker, Kaufleute und Künstler; unter diesen besonders für die niedern Kreise der Gesellschaft und den Umtausch der Stadtneuigkeiten, die Buden der Bartscheerer, die ja in dieser Hinsicht sprüchwörtlich geworden sind.(27)

Bei den Römern finden wir die Wirthshäuser gleich gering geachtet wie bei den Griechen und als Unterhaltungsörter meistens nur für die niederste Volksklasse von Bedeutung. Es ließen sich eine Menge von Aeusserungen und Nachrichten römischer Schriftsteller anführen, die sich alle auf diese Geringschätzung solcher Häuser und ihrer Besitzer beziehen, wenn die Sache nicht allgemein bekannt wäre. Nur an einiges soll hier erinnert werden, woraus hervorgeht, wie diese Leute in den Rechtsverhältnissen angesehen wurden, und darnach kann man dann hinlänglich auf ihren Standpunkt in der Gesellschaft schließen. Nach dem römischen Recht wurden die Schenkwirthe hinsichtlich ihrer bürgerlichen Ehre auf gleiche Linie mit den Lenones gesetzt, und die Frau eines Schenkwirthes wurde vor Gericht ganz wie eine öffentliche Dirne angesehen, so daß die Gesetze gegen Ehebruch und die damit zusammenhängenden rechtlichen Bestimmungen bei ihr keine Anwendung fanden. (28) Ferner wurden die Schenkwirthe nicht zu dem Kriegsdienste zugelassen; (29) bildeten auch nicht wie andere Handwerker und Gewerbsleute eine Zunft (collegium, corpus). Darnach darf es uns also nicht befremden, wenn wir bei den alten Schriftstellern diese Klassen gewöhnlich als schlecht, betrügerisch und niederträchtig dargestellt

finden; oder wenn wir bemerken, daß in den bessern Zeiten, namentlich bis zu dem Ende der Republik kein Mann, der etwas auf Anstand und Ehre hielt, ein solches Haus besuchte. Die Ursachen dieser Erscheinung sind ohngefähr dieselben, welche wir oben in dem griechischen Leben nachgewiesen haben. Für beide Zwecke, wegen welcher bei uns die Wirthshäuser besucht werden, war auch in der römischen Welt auf eine andere, und wie uns dünkt, schönere Weise gesorgt. Fremde von einiger Bedeutung hatten in der Regel gastfreundschaftliche Verbindungen in Rom, die ihnen Aufnahme und Pflege verschafften. Besonders war dieses der Fall seit der Zeit, als Rom seine auswärtigen Eroberungen zu machen angefangen hatte und die Verhältnisse der Clientel und des Patronates auch auf auswärtige Privatpersonen und ganze Städte und Länder übergetragen wurde. Fast jede von den großen römischen Familien, die durch Geschlechtsadel oder die Magistratur ausgezeichnet waren, hatte eine oder mehrere Städte, ja sogar Landschaften in ihrer Clientel und, was damit zusammenhieng, in ihrer Gastfreundschaft. Kamen nun Leute aus solchen unter dem Patronat der römischen Großen stehenden Gemeinden nach Rom, so bedurfte

es für sie keiner Gasthöfe; und gerade solche Leute machten gewiß einen bedeutenden Theil der Fremden in Rom aus. (31) Gesandte auswärtiger Staaten hatten eben so wenig Aufnahme in solchen Häusern zu suchen. Wenn man sie in Rom nicht absichtlich vernachlässigen und ihnen diese Vernachlässigung nicht ausdrücklich zu erkennen geben wollte: so wurden sie der herkömmlichen Sitte nach in dem Hause irgend eines angesehenen römischen Bürgers aufgenommen und bewirthet. (32) Eben so wenig hatte der freie römische Bürger Veranlassung, sich der Unterhaltung wegen in ein Wirthshaus zu begeben, um da von seinen Sorgen sich zu erhohlen, oder in sein Alltagsleben eine Aufregung oder festliche Freude zu bringen, wie dies bei uns der Fall ist. Wie in den griechischen Republiken, so war ja auch hier, und zwar in einem viel größern, wenn auch nicht schönern Style, ein öffentliches, an ernster Thätigkeit und Festlichkeiten aller Art reiches, und wahrhaft lebendiges Leben. Die angesehenern unter den römischen Bürgern, wenn sie nicht im Lager sich befanden — und da brachte doch in der Regel ein jeder einen Theil seiner Jugend zu — waren durch ihre politischen Beschäftigungen als Magistrate, als

Senatoren oder Richter in beständiger Thätigkeit, und, nach den damaligen Staatsformen, nicht etwa in einer solchen Thätigkeit, wie großen Theils die unserer modernen Geschäftsleute und Staatsmänner ist, welche die geistige Kraft anstrengt aber selten belebt, sondern vielmehr in einer solchen Thätigkeit, wie sie die freie, öffentliche und mündliche Behandlung der Staatsgeschäfte und der Rechtspflege gewährt, angeregt durch allgemeine Theilnahme, oft bewegt und erschüttert durch ungehemmte und lebenskräftige Ausbrüche des Affektes. Solche Thätigkeiten ermüden, erschöpfen; aber sie stumpfen den Geist nicht ab, weil sie den ganzen Menschen gleich beschäftigen, und ein freies, lebendiges Wirken aller seiner Kräfte erlauben, ja fordern. Diejenige Zeit, die einem Römer von der eben bezeichneten Klasse die politische Wirksamkeit übrig ließ, füllte in der guten alten Zeit der Fabricier, Curier und Cincinate der Landbau aus; später bei dem Aufkommen einer feinern Bildung Beschäftigung mit Literatur. Das war dann jenes edle Otium der römischen Staatsmänner, wofür wir in unserer Sprache kein entsprechendes Wort haben, weil uns die Sache so fremd ist. Aber auch jene römischen Großen, welche mehr durch sinnliche

Genüsse, als durch Studien ihre geschäftsfreie Zeit ausfüllen wollten, hatten dazu in ihren Pallästen und Villen alle Hülfsmittel in reichster Fülle und in dem großartigsten Maaße. So kann also, wie natürlich, in diesem Kreise von solchen Häusern, wie Gasthöfe und Schenken sind, nicht die Rede seyn. Aber auch die ganze übrige Masse des römischen Volkes hatte öffentliche politische Thätigkeit, Unterhaltung und Ergötzlichkeiten in großer Menge und nach einem viel großartigeren Maaßstabe, als die Bürger der größten jetzigen europäischen Hauptstädte. Da hatte auch der gemeine römische Bürger bald seine jährlichen Magistrate zu wählen, wobei es ja nicht so ruhig und einförmig zugieng; bald hatte er in der Volksversammlung seine Cicerone und Hortensier, oder seine stürmischen Tribunen anzuhören, welche den mannigfaltigsten Wechsel von Gefühlen und Leidenschaften zu erregen wußten, und zugleich durch fein erdachte und künstlich gestellte Gründe und Gegengründe seinen Verstand beschäftigten und schärften. Oder er stand auf dem Forum unter der Corona der Zuhörer vor dem Tribunal des Prätor, und hörte die scharfsinnigen Beweißführungen der Sachwalter und ihre pathetischen Perorationen. Freilich waren diese Institute

in mehreren Zeitpunkten der Republik theuer erkauft mit Ruhe und Sicherheit des Lebens und Eigenthums, mit Partheiungen, Bürgerkriegen, Mord und Aufruhr. Allein diese Nachtheile sind uns, die wir das Ganze übersehen, gewiß viel klarer und eben deswegen viel mehr ein Gegenstand der Klage und der Trauer, als denjenigen, welche in diesem lebendigen Spiel der mannigfaltigsten Thätigkeiten tägliche Anregung und Beschäftigung fanden. Nebst diesem Lärm des Forum hatte die Masse der römischen Bürger aber auch andere Unterhaltungen, öffentliche Vergnügen und Feste in großer Anzahl. Wie viel gab es für den Römer in seiner weltbeherrschenden Stadt zu schauen, großes, schönes, mitunter auch wildes und blutiges, alles aber voll Leben und Bewegung. Ein mannigfaltiger Cultus, ein Cyklus von vielen Festen und Feiertagen, der durch das ganze Jahr lief, brachte Opfer und Andacht, Aufzüge und Festlichkeiten aller Art, theils für das gesammte Volk, theils für die einzelnen Curien und andern Gesellschaften, welche zu liturgischen Zwecken vereint waren, und deren es im alten Rom so viele gab. Der Cirkus bot der Schaulust seine mancherlei Spiele, vor allem das Wagenrennen, Unterhaltungen, die der Römer so leidenschaftlich

liebte, daß er als den Inbegriff aller Bedürfnisse und Vergnügungen des Lebens nur Panem et Circenses fordern konnte. In dem Theater ließ er sich dann gefallen zu sehen, wie es seinen Dichtern gelang, der ländlichen Muse Latiums, die ihren Ursprung und ihr Wesen nicht recht auf der Bühne verläugnen konnte, (33) die Maske und den Dolch der griechischen Melpomene anzupassen. Doch war das nicht das liebste und kein eigenthümliches Vergnügen des Römers. Die zartern Empfindungen und der feinere Geist der Griechen konnten diese Nerven von Stahl nicht so leicht erschüttern; sie bedurften mehr kräftiger Reizmittel. Das Amphitheater, wo Löwe und Tiger kämpften, wo Schaaren blutiger Gladiatoren ein lebendiges Bild der Schlacht gaben, die jeder schon erlebt hatte, oder noch zu erleben gedachte — das reizte, das gefiel, das rief den Donner des Beifalls hervor und die Stille der Erwartung; da ward Gnade dem tapfern Kämpfer, wenn er auch schon verwerflicher Sklave war, und Todesstoß dem Feigen. Solche Schauspiele waren zwar häufig, aber doch nicht täglich. Zur täglichen Unterhaltung hatte der römische Bürger sein Marsfeld (Campus Martius), denselben Platz, wo er auch bei der Volksversammlung in seiner Centurie stimmte.

Da auf dieser weiten Ebene an dem Ufer der Tiber, da turnte und spielte die römische Jugend und durchschwamm rüstig den Fluß; da wandelten die Männer und fanden dort Gesellschaft, Gespräch und mancherlei zu schauen. Auch die öffentlichen Bäder galten für das Volk, wie bei den Griechen, als Vereinigungspunkte und Plätze der Unterhaltung; noch mehr kann dieß gesagt werden von den Thermen, jenen großen prächtigen Gebäuden, welche Bäder, Spaziergänge, Säle, Gärten und Bibliotheken enthielten. Wozu hätte also der Römer noch andere Unterhaltungen aufsuchen, und sich in die engen Mauern einer Trinkstube einschließen sollen?

So waren die Verhältnisse in dem ältern und republikanischen Rom. Bemerkenswerth ist es, wie in den folgenden Kaiserzeiten, als die öffentliche politische Thätigkeit aufhörte und die Menschen keine wichtigern und edlern Gegenstände der Unterhaltung und täglichen Beschäftigung mehr hatten, das Besuchen der Wirthshäuser häufiger wurde, so daß nun, nicht wie ehemals nur Sklaven und Leute der niedrigsten Klasse, sondern auch Leute von feinerer Bildung und aus den höhern Ständen in solchen Häusern Unterhaltung suchten und fanden. Die geringe Achtung jedoch, in welcher die Wirthe und ihr

Geschäft standen, hörte dadurch nicht auf, sondern wurde vielmehr auch in dieser spätern Zeit sogar durch eigne gesetzliche Bestimmungen, wie wir schon oben bemerkt haben, kund gegeben. Als Andeutungen dieser veränderten Stellung der Wirthshäuser mögen folgende Notizen dienen. Von Claudius und Nero weiß man, daß sie häufig solche Häuser besuchten. Allerdings waren beide tolle und ausschweifende Charaktere; indessen wären auch tolle und ausschweifende Charaktere in frühern Zeiten nicht gerade darauf verfallen. Ferner das unten mitzutheilende Gedicht, das man dem Dichter Virgil, aber fälschlich zuschreibt und welches in eine spätere Zeit gehört, zeigt daß solche Häuser auch für feinere Gäste eingerichtet waren. Auch rechtfertigt diese Ansicht der Ton, in welchem Kaiser Hadrian in einem scherzhaften Gedicht an Florus von solchen Unterhaltungen spricht. Der Geschichtschreiber Spartianus hat uns die Verse erhalten (34). Florus hatte nämlich dem Kaiser geschrieben:

Cäsar möchte ich nicht werden:
Möcht' nicht wandern durch Britannien,
Möcht' nicht Scythiens Fröste leiden.

Darauf erwiederte ihm dieser:

Florus möchte ich nicht werden:
Möcht' nicht wandern durch die Schenken
Möcht' nicht in den Kneipen stecken
Und von dicken Fliegen leiden.

Nebst dem hier beigebrachten finden sich bei spätern lateinischen viele einzelne Anspielungen und Züge zerstreut, aus welchen hinreichend hervorgeht, daß solche Häuser damals weit mehr in dem öffentlichen Leben hervortraten, als früher. (35)

Indessen war doch auch in den frühern römischen Zeiten an diesen Anstalten kein Mangel, und sie wurden nicht unfleißig benützt von Sklaven, von Leuten der niedersten Volksklasse, von Schlemmern und Trinkern, von Fremden, welche gerade keine gastfreundschaftlichen Verbindungen hatten. Was sich von den einzelnen Arten derselben, von ihrer Einrichtung und von dem Leben und Treiben in ihnen sagen läßt, wird sich am bequemsten an eine Aufzählung der verschiedenen Benennungen solcher Häuser anreihen. Wir fangen mit derjenigen an, welche am deutlichsten den Zweck der Gasthöfe ausspricht. Diese ist: diversorium, Einkehr, Herberge für Fremde. Ohne Zweifel wurde hier nicht blos für Wohnung, sondern auch für die übrigen Bedürfnisse gesorgt. Die

Hauptbestimmung war aber wohl zunächst nur auf die auswärtigen, auf fremde Gäste, nicht auf einheimische gerichtet. In späterer Zeit hießen solche Herbergen auch stabula. Die beiden jetzt anzuführenden Benennungen bezeichnen Häuser, in welchen wohl auch Fremde aufgenommen wurden, welche aber auch zugleich und vorzugsweise Trinkstuben und Garküchen, überhaupt Belustigungsörter für die Einheimischen waren. Wir meinen die Cauponen (caupona, copona) und Tavernen (taberna meritoria, vinaria). Caupo (copo) ist eigentlich bekanntermaßen ein jeder Kleinhändler oder Krämer. Es wird deswegen häufig der Gegenstand des Handels noch dazu genannt; und so heißt denn auch der Weinwirth Caupo vinarius, gewöhnlicher wird aber das Wort ohne allen Beisatz in derselben Bedeutung gebraucht. Diese Cauponen mögen nun im allgemeinen schlecht und dürftig genug eingerichtet gewesen seyn, was nach dem bisher bemerkten uns nicht befremden wird. Es konnte einem Reisenden aus den besseren Ständen nur sehr relativ da gefallen, wie Horaz irgendwo andeutet, (36) nur wenn er nach beschwerlichem Wege und bei schlechtem Wetter endlich hier Obdach und Ruhe fand. Wenn dieses bei den römischen Cauponen der Fall

war, um wie viel mehr muß es von denjenigen gelten, die auf dem Lande, oder in kleinen Städten waren? — Auch verkauften diese Wirthe Wein in kleinen Maaßen außer dem Hause. Davon machten aber nur die ärmsten oder ganz unordentlichen Haushaltungen Gebrauch. Für eine nur etwas bemittelte und geordnete Haushaltung galt es für schimpflich keinen eigenen Wein vorräthig zu haben. Es wird dieses ausdrücklich an mehreren Stellen der Alten bemerkt. Wir führen hier nur eine an, weil diese zugleich zeigt, was alles zu einer angesehenen und wohlversehenen römischen Haushaltung gehörte. Sie ist aus einer Rede Cicero's gegen Piso, worin er diesem seinem Feinde seine gemeine Schwelgerei und zugleich seine armselige und unordentliche Wirthschaft vorwirft. (37) «In seinem Hause ist kein Silbergeschirr; nur ganz große Becher, und zwar, damit er nicht seine Landsleute zu verschmähen scheint, von denen aus Placentia. Auf seinem Tische sieht man keine Austern, keine Fische, nur große Stücke schlechtes Fleisch. Schmuzige Sklaven warten da auf und darunter sogar alte Männer. Bei ihm ist der Koch und Bedienter in einer Person; er hat keinen eigenen Bäcker, keinen Keller. Brod und Wein

kauft er von dem Krämer und aus der Schenke. —

Was für Vergnügen und Freuden in einer solchen Schenke dem Gast zu Gebot standen, das mag eine römische Schenkwirthin selbst uns erzählen. Bekanntlich ist unter den kleinen Gedichten, die dem Virgilius zugeschrieben werden, auch eines mit der Ueberschrift: die Wirthin (Copa), das eine durch Darstellung aller Annehmlichkeiten motivirte Einladung enthält. Man muß sich die reizende Wirthin vorstellen vor dem Hause mit Gesang und Tanz die Gäste anlockend. Dabei darf man aber nicht vergessen, daß die Schilderung, wie natürlich, etwas durch die Poesie idealisirt ist. Wir theilen das artige Gedichtchen in folgender Uebersetzung mit.

Die Wirthin. (38)

Syrische Wirthin geschmückt, um das Haupt die griechische Binde,
Und zu der Schellen Getön zierlich bewegend den Leib,
Tanzt in trunkenem Muth vor der wohlbekannten Taverne
Schlagend mit wechselnder Hand lärmender Stäbe Gefüg:

„Wozu frommet es jetzt auf staubiger Straße zu reisen?
Wie viel lieblicher ist's, trinken auf schwellendem Sitz.
Hier im Garten hast du Ros', Becher, Saiten und Flöte
Und eine Laube dabei schattig von Reben umrankt.
Hier der Syringe Getön, süß schwätzend in ländlichen Weisen,
Wie man je sie getönt auf der arkadischen Flur.
Hier ist Wein aus gepichetem Faß erst eben gezogen;
Seinen erfrischenden Trunk beut auch ein murmelnder Bach.
Auch sind Kränze für dich aus Safran und Veilchen gewunden,
Wo goldfarbiger Schein purpurne Rosen umglänzt.
Liebliche Nymphen, erfrischt durch des Stroms jungfräuliche Welle,
Bringen in zierlichem Korb auch noch der Lilie Schnee.
Hier sind Käse für dich auf Hürden von Binsen getrocknet,
Hier sind Pflaumen, so süß, wie sie der Herbst nur gebracht.
Und Kastanien auch und hold erröthende Aepfel:
Ceres weilet bei uns Amor und Bacchus zugleich.
Auch Maulbeeren sind da, blutroth, schwerhängende Trauben,
Bläuliche Gurken, die sich drängen aus Korbes Geflecht.
Unsere Hütte beschützt mit der Sichel bewaffnet Priapus:

Doch schamhaftigen Blick schrecket nicht seine Gestalt.
Drum, o Wanderer, komm, sieh, wie dein Eselchen schwitzet:
Schone das Thierchen mir doch, welches selbst Vesta beschützt.
Laut am heißen Mittag schrillt jetzt die Cikade im Garten,
Und an schattigem Ort ruht die Lacerte versteckt.
Bist du klug, so lagre dich her, laß Gläser kredenzen,
Oder auch wenn dir's beliebt, Becher von hellem Krystall.
Nun denn wohlan, so pflege der Ruh im Schatten der Reben,
Um das ermüdete Haupt binde die Rose zum Kranz.
Komme mein lieblicher Freund und koste die Lippe des Mädchens;
Fort zum Henker, wer jetzt zeiget ein grämlich Gesicht.
Willst zum Leichengepräng du sparen die duftenden Kränze?
Erst zum Schmucke des Sargs brauchen den blumigen Schmuck?
Wein und Würfel herbei: zum Henker, wer sorget für Morgen!
„Lebet!“ so mahnt uns der Tod, „Lebet! Ich komme gar bald.“

Der andre Name für die Schenken war, wie wir schon oben bemerkten, taberna, ein Name, der sich in den neuern Sprachen erhalten hat. Wie caupo und cauponari ursprüng-

lich allgemein von jeder Art des Kleinhandels gebraucht wird, ebenso bezeichnet dieses Wort in dem frühern Sprachgebrauch einen jeden öffentlichen Laden, worin Waaren gefertigt, oder solche schon fertige zum Verkauf ausgeboten werden. (39) Erst später verstand man unter taberna ohne allen Zusatz ausschließlich eine Weinschenke. Die taberna war eben der Laden des Caupo.

Nun gab es aber auch solche Häuser, welche sich vorzüglich mit dem Verkauf von zubereiteten Speisen beschäftigten, wie unsere Garküchen und Speisehäuser. Dieß waren die Popinen (popinae) ebenfalls meistens nur von Sklaven und der niedern Volksklasse besucht. Horaz, in einem an den Oberknecht seines Landgutes gerichteten Brief, (40) bezeichnet darum auch die Popine als ein Paradies für solche Sklaven, die nur so zuweilen von dem Lande in die Stadt kommen. Sie waren meistens auf öffentlichen Plätzen, in der Nähe des Cirkus und solcher Gebäude. (41) Wenn es in den Wirthshäusern der Griechen und Römer überhaupt nicht besonders sittlich zugieng, und auch noch für andere sinnliche Freuden gesorgt wurde, als man da suchen sollte, so muß dieses von den Popinen ganz besonders gelten. Sie werden

deswegen gewöhnlich in Verbindung mit den Wohnorten des Lasters, oder selbst als solche genannt. Jede Verminderung der Popinen und ihrer Inhaber, (popinarii,) war darum ein Gewinn für die öffentliche Moral. Von dieser Ueberzeugung muß auch der Kaiser Alexander Severus druchdrungen gewesen seyn. (42) Denn als einmal unter seiner Regierung Christen einen öffentlichen Platz zu ihren Zwecken verwendet hatten, und nachher aber eben solche saubern Wirthe Ansprüche auf denselben Platz machten und sich beklagten, so rescribirte er: die Christen sollten den Platz behalten; denn, sie möchten auch noch so schändlichen Aberglauben treiben, so sey es doch nicht so arg, wie wenn die popinarii da wirthschafteten. — Ein noch mehr verrufener Name für solche Häuser ist ganeum (ganea).

Die Erwähnung des kaiserlichen Ausspruches gegen die Popinen erinnert uns daran, noch anzuführen, was etwa für gesetzliche und polizeiliche Bestimmungen in Betreff der Wirthshäuser galten. Eine so genaue Scheidung und Abgränzung der verschiedenen Arten der Wirthshäuser und eine so genaue polizeiliche Aufsicht sowohl darüber, als über alles andere was sie betrifft, scheint in dem alten Rom nicht statt

gefunden zu haben. Doch standen sie unter der Aufsicht der Aedilen. (43) Es gehörte dieß zu der Aufsicht über die Lebensmittel und deren Verkauf, über Maaß und Gewicht und anderes der Art, was diesen Magistraten zukam. Darum sind es auch die Aedilen, welchen der Kaiser Tiberius die Ausführung einer Verordnung übertrug, wodurch die Popinen eingeschränkt werden sollten. Es wurde darin befohlen, es sollten da keine Backwerke, Kuchen und solche Leckerbissen mehr verkauft werden. (44) Auch hatten die Aedilen darauf zu sehen, daß man in keinen andern Häusern Speisen verkaufte, als in den Popinen. Das liegt in der Natur der Sache; es geht aber auch aus einer Stelle des Suetonius in der Lebensbeschreibung des Claudius hervor. (45) Dort wird nämlich als ein Beispiel der tollen und seltsamen Streiche dieses Kaisers angeführt, er habe einmal einen Senator verbannt, blos deswegen weil ihm eingefallen sey, dieser Senator habe einst in frühern Jahren als Aedil Leute des Claudius und sogar seinen Haushofmeister gestraft, weil sie gegen das Verbot gekochte Speisen verkauft hatten. Aus Verdruß über diesen Vorfall nahm er noch überdieß dieses Aufsichtsrecht den Aedilen ganz weg. (46) Es wird nicht bemerkt,

wer dieß Geschäft nach den Aedilen erhielt, so daß die Wirthshäuser damals einer ungebundenen Freiheit genossen zu haben scheinen. Wahrscheinlich gab das zu manchen Unordnungen Veranlassung, so daß die Sache noch einmal im Senat zur Sprache kam. Da nahm sich aber die seltsame Majestät dieser Häuser an, und rief unter den versammelten Vätern aus: « Wer kann ohne die Leckerbissen des Wirthshauses leben?» Und dann fieng er an zu erzählen, wie es ehemals in den Schenken so vollauf zugegangen sey, und daß er in jüngern Jahren sich selbst immer dort seinen Wein geholt hätte. (47) Sein Nachfolger Nero hatte sich auf seinen nächtlichen Streifereien und sonst in solchen Häusern wohl auch viel umhergetrieben; (48) indessen erließ er dennoch eine Verordnung des Inhaltes: es sollte in den Popinen nichts anderes von gekochten Speisen als nur Gemüße von den Wirthen den Gästen gegeben werden dürfen. (49) Vorher konnte man die Speisen nach Belieben wählen. Ohne Zweifel wird dieses doch nicht so ernst gemeinte Bemühen die Wirthshausbesucher zu größerer Mäßigkeit zu bringen nicht von besonderm Erfolg gewesen seyn, und diese Verordnung kam wohl bald in Vergessenheit. Von

andern gesetzlichen Bestimmungen in Betreff des Rechtsstandes der Wirthe war schon im Anfange dieses Aufsatzes die Rede.

Als Resultat der bisher gegebenen Darstellung möchten wir den Gedanken aufstellen, den wir schon oben einigemal berühren mußten: Bei uns sind die Wirthshäuser nicht blos für die niedersten Klassen der Gesellschaft, sondern auch für einen großen Theil des Mittelstandes Vergnügungsörter, zugleich aber auch sind sie die Plätze, wo Stadt- und Staatsangelegenheiten mit einer gewissen Oeffentlichkeit besprochen werden, und im täglichen Verkehr ist für unser Publikum hier fast die einzige Gelegenheit öffentlicher Reden und Gegenreden über solche Gegenstände. Das Alterthum dagegen hatte einmal größere, schönere, würdigere Gelegenheiten öffentlicher Unterhaltungen und Vergnügungen, und durch seine Staatsformen den, wenn auch gefährlichen, aber beneidenswerthen Vorzug einer allgemeinen, gesetzmäßigen öffentlichen und mündlichen Theilnahme der Staatsbürger an der Verwaltung ihres Staates. So konnten jene alten Griechen und Römer die bisher beschriebenen Häuser wohl den Sklaven, dem Pöbel und der ausschweifenden Rohheit zur ausschließlichen Benützung überlassen.

Anmerkungen.

(1) Eine besondere Abhandlung über diesen Gegenstand ist mir nicht bekannt. Einzelne Stellen findet man zusammengehäuft bei einigen Commentatoren, in allgemeinen Werken über griechische und römische Antiquitäten, und in Abhandlungen über andere Gegenstände, welche mit diesem verwandt sind. Wir wollen von diesen dreierlei Hilfsmitteln diejenigen anführen, welche noch die meisten Materialien liefern. Casaubon. ad Theophrast. Char. cap. 6. p. 87. Ed. Fisch. Gothofred. ad Cod. Theodos. IX, 7, 1. Tom. p. 60. Ed. Ritter. Turneb. Advers. XIV, 5. Potter Archeolog. Gr. IV, 21. Pitisci Lex. antiquitat. roman. s. vv. Caupo. Caupona Tom. I. p. 384. Diversorium. Tom. II. p. 55. Tomasin. De tesseris hospitalitatis cap. 29. Tom. IX. p. 278. Thesaur. Gronov. Ed. Lugd. Stuck. Antiq. conviv. I. 28. Wernsdorf. ad Virgil. Copam. Poet. minor. Tom. II, p. 258. Es finden sich bei den genannten Verfassern in ihren Angaben hie und da kleine Irrthümer und Unrichtigkeiten mit deren Berichtigung wir weder uns, noch den Leser hier behelligen wollen. Nur das sey bemerkt, daß Pitiscus an der einen Stelle (s. v. caupona) eine Stelle des Dionysius ganz falsch versteht, und sie daher auch irrig anführt, um zu beweisen, die Reisenden hätten in den früheren Zeiten des alten Italiens eigene Zelte mit sich geführt. Es heißt nämlich dort (Dionys. Halic. VIII, cap. 22 Tom. III. p. 1508.

1508. Ed. Reisk.) κατασκηνοῦν offenbar nur überhaupt sich aufhalten, nicht aber ein Zelt aufschlagen.

(2) Um anzudeuten, was für Punkte hier herauszuheben sind, und wie wir überhaupt den Gegenstand behandeln möchten, erinnern wir nur an die interessante Beschreibung des Tabard-Inn zu London, welche Washington Irving in seinen Charakteren neulich gegeben hat. Th. II. S. 167. nach der Uebersetzung von Spiker.

(3) Odyssee IV, 1—67.

(4) Odyssee VI und VII.

(5) Odyssee VIII, 164.

(6) Ilias XVIII, 590.

(7) P. 1849. Ed. Roman. — Hesiod. O. et D. v. 493.

(8) Suidas s. v. λέσχη. Tom. II. p. 431. Ed. Kuster. τὸ δὲ παλαιὸν αἱ κάθεδραι καὶ οἱ τόποι ἐν οἷς εἰώθεσαν ἀθροιζόμενοι φιλοσοφεῖν λέχσαι ἐκαλοῦντο· An derselben Stelle des Lexikographen werden Gedichte des Heraklides Ponticus angeführt mit dem Namen: Leschen. Vrgl. Böttiger's Ideen zur Archäologie der Mahlerei. S. 296. 303.

(9) Suidas l. l. Harpocration s. v. λέσχαι p. 185. Ed. Mansac. Κλεάνθης ἐν τῷ περὶ Θεῶν ἀπονενεμῆσθαι τῷ Ἀπόλλωνι τὰς λέσχας φησίν — καὶ παρ' ἐνίοις τὸν θεὸν Λεσχηνόριον ἐπικαλεῖσθαι. Ibiq. Mansac. Comment. p. 207.

(10) Polluc. Onomast. IX, 5, 49. p. 1013. Ed. Hemsterhus. wo sie in Verbindung mit Schenken genannt werden: ἐκ δὲ τῶν τῆς πόλεως μερῶν καὶ

λέσχαι, *καὶ πίθῶνες*, *ὡς Εὔπολις ὠνόμαζε*, *καὶ οἰνῶνες ὡς Ξενοφῶν.*

(11) Meursii miscell. Lac. IV, 16.

(12) Procl. ad Hesiod. O et D. 493.

(13) Plutarch. Lycurg. cap. 27. Vrgl. Manso's Sparta Th. I. S. 159.

(14) Manso Th. I. S. 100.

(15) Manso Th. II. S. 110.

(16) Aristotel. Rhetor. III, 10. p. 186. Ed. Reiz.

(17) Charact. cap. VI.

(18) Isocrat. Areopag. p. 350. Ed. Wolf.

(19) Aristoph. Lysistr. v. 467.

(20) Athenaeus. lib. XIII. p. 237. Ed. Ald.

(21) Suidas, s. v. *κάπηλος*. T. II. p. 123. Ed. Kuster.

(22) Polluc. Onom. VII, 3, 16. p. 696. Ed. Hemsterh. *Οἱ μὲν δὴ πάντα πιπράσκοντες καλοῖντ' ἂν πανδοκεῖς, καὶ πανδοκεύτριαι, καὶ τὸ χωρίον, πανδοκεῖον· καὶ τὸ πρᾶγμα, πανδοκεύειν, καὶ πανδοκεία.*

(23) Aristot. Problem. X, 14. p. 101. Ed. Duval. Die Stelle ist etwas dunkel. Er fragt nämlich nach den Ursachen der Kleinheit einzelner menschlicher Individuen und giebt dann zwei Ursachen an: Mangel hinreichender Ernährung und mechanische Hindernisse bei dem Fötus. (*δύο δὴ τὰ αἴτια· ἢ γὰρ ὁ τόπος ἢ ἡ τροφή*). Dann fährt er fort: *ὅσοις μὲν οὖν ὁ τόπος αἴτιος, οὗτοι πυγμαῖοι γίνονται. τὰ μὲν γὰρ πλάτη καὶ τὰ μήκη ἔχοντες γίγονται κατὰ τὸ τῶν τεκόντων μέγεθος, μικροὶ δὲ ὅλως. τούτου δὲ αἴτιον, ὅτι διὰ τὴν στενότητα τοῦ τόπου συγκλώμεναι αἱ εὐθεῖαι, καμπύλαι γίνονται. ὥσπερ οὖν οἱ ἐπὶ τῶν καπηλίων γραφόμενοι*

μικροὶ μέν εἰσι, φαίνονται δ' ἔχοντες πλάτη καὶ βάθη, ὁμοίως συμβαίνει καὶ τοὺς πυγμαίους. Der Ausdruck: „wie die an den Schenken gemahlten Figuren“ (ἐπὶ τῶν καπηλίων γραφόμενοι) könnte allerdings auf die Meinung führen, als wäre von Bildern an Schenken die Rede, welche nach irgend einer optischen Täuschung die angegebene Eigenschaft hätten. Allein jetzt nachdem ich die Stelle noch einmal ansehe, so zweifle ich nicht daran, daß man καπηλίων emendiren müsse durch καμπύλων. Aristoteles will folgendes sagen: die Zwerge werden zum Theil schon als Fötus durch mechanische Hindernisse gebildet, indem die gerade Länge des Körpers sich nicht in die Höhe ausdehnen kann, sondern gleichsam umgebogen wird, wobei dann der Körper sich nur in Dicke und Breite ausdehnt. Nun fährt er fort: es ist damit eben so, wie mit den Figuren, die auf eine gekrümmte Fläche ihrer Breite nach, z. B. auf eine Walze, gezeichnet sind und ebenfalls keine Ausdehnung nach der Länge, sondern nur nach den übrigen Dimensionen zulassen.

(24) Ueber das erstere kann man vergleichen Villoison. Prolegon. ad Schol. Hom. pag. 2 über den ausgesteckten Busch oder Kranz. Aristoph. Plut. v. 1055 und daselbst die Ausleger.

(25) Hesperus 1823. Novemb.

(26) Aristoph. Plut. v. 1121.

(27) Ebend. v. 338.

(28) In einem Rescript des Kaiser Constantin wird dieses dahin modificirt, daß die Frau des Wirthes und die Inhaberin eines Wirthshauses (domina cauponæ) wie eine andere rechtliche Frau angesehen werden sollte, im Falle sie nämlich nicht selbst den Gästen aufwartete. Hingegen eine jede Aufwärterin des Wirthshauses

(ministra) so wie eine jede Wirthin, die zugleich selbst aufwartete, wurde fortwährend vor Gericht so ungünstig angesehen, und die Bestimmungen und Strafen wegen Ehebruch fanden bei ihnen keine Anwendung. Das Rescript ist aufbehalten in dem Cod. Theodos. Lib. IX. Tit. VII. l. 1. pag. 60. Ed. Ritter. Daß vor Constantin ein solcher Unterschied zu Gunsten der domina cauponae durchaus nicht gemacht wurden, zeigen die Stellen, welches Gothofredus zu diesem Gesetze beibringt.

(29) Cod. Theodos. Lib. VII. Tit. 13. l. 8. Tom. II. p. 383. Ed. Ritter. Inter optimas lectissimorum militum turmas neminem e numero servorum dandum esse decernimus: neve ex caupona ductum, vel ex famosarum ministeriis tabernarum etc.

(30) Ich habe dafür keine positiven Beweiße, aber ich schließe es daraus, weil ich unter den vielen Inschriften, so wie auch unter den Stellen der alten Schriftsteller, welche einzelner Collegia erwähnen, vergebens die Erwähnung einer Zunft der Wirthe gesucht habe.

(31) Die Nachweisungen über dieses Verhältniß s. in Creuzers Abriß der römischen Antiquitäten. § 96. S. 93.

(32) Vergl. Liv. XLV, 20. Postquam consulti ab Marco Junio consule patres, stantibus in comitio legatis, an locum, lautia, senatumque darent, nullum hospitale ius in iis servandum censuerunt; egressus e curia Consul, pronuntiat: sociis et amicis et alia comiter atque hospitaliter praestare Romanos et senatum dare consuesse: Rhodios non ita meritos eo bello, ut amicorum sociorumve numero habendi sint. Ebendaselbst cap. 22. sagen die nämlichen Gesandten der Rhodier,

von denen in der vorigen Stelle die Rede ist: Antea... ex publico hospitio in curiam gratulatum vobis.... veniebamus: nunc ex fordido diversario vix mercede recepti.

(33) Horat. Epist. II, 1, 156.

Graecia capta ferum victorem cepit et artes
Intulit agresti Latio: —
— — sed in longum tamen aevum
Manserunt, hodieque manent vestigia ruris.

(34) Ael. Spartian. in Hadrian. cap. 16. Floro poetae scribenti ad se,

Ego nolo Caesar esse
Ambulare per Britannos
Scythicas pati pruinas:

rescripsit:

Ego nolo Florus esse,
Ambulare per tabernas,
Latitare per popinas,
Culices pati rotundos.

Für die Freunde der vaterländischen Geschichte bemerke ich, daß sich von diesen kleinen Gedichten eine Nachahmung findet in den Versen, welche Friedrich der Siegreiche, Kurfürst von der Pfalz, mit Matthias von Kemnat, seinem Geschichtschreiber, wechselte. S. Kremer's Geschichte des Kurfürsten Friedrich des Ersten. Th. I. S. 522. Anmerk. 2.

(35) Dahin gehörte z. B. die luxuria popinalis bei Apulejus Metamorphos. B. VIII. am Anfang S. 232. nach der Ausgabe in usum Delph., die bei mancher Charakterschilderung und Erzählung in diesem Roman vorkommt.

(36) Horat. Epist. I, 11, 12.

Sed neque, qui Capua Romam petit, imbre lutoque
Adspersus, volet in caupona vivere.... etc.

(37) Cic. Orat. in Pison. cap. 27. Toreuma nullum, maximi calices, et hi, ne contemnere suos videatur, Placentini; exstructa mensa non conchyliis aut piscibus, sed multa carne subrancida. Servi sordidi ministrant, nonnulli etiam senes. Idem coquus, idem atriensis, pistor domi nullus, nulla cella: panis et vinum a propola atque de cupa.

(38) Den Theil des Gedichtes von V. 5. bis zum Schlusse kann man doch wohl nicht anders auffassen, als von der Wirthin selbst gesagt oder gesungen, wenn schon Heyne anderer Meinung ist. Außerdem daß der Inhalt der Verse für diese Ansicht spricht, kommt damit sehr gut überein die Sitte solcher reizenden Wirthinnen. Denn gerade so pflegten sie sich zu benehmen: sie standen an der Thüre und suchten durch zärtliche Blicke, Geberden und Worten die Vorübergehenden hereinzulocken. Dieses Vorspiel gleichsam muß für Freunde solcher Vergnügen besonders reizend gewesen seyn. Man kann das wenigstens aus folgender Stelle des Suetonius schließen, wo er von den Unterhaltungen des Nero spricht (Nero cap. 27.): Quoties Ostiam Tiberi deflueret, aut Baianum sinum praeternavigaret, dispositae per litora et ripas diversoriae tabernae parabantur, insignes ganea matronarum institorio, copas imitantium, atque hinc inde hortantium, ut appelleret. Ueber diese Sitte solcher leichtfertigen Bewohnerinnen der Schenken bringt noch mehreres bei, Casaubon zu der eben angeführten Stelle und zu Theophrast's Charakteren XXVIII. p. 239. Ed. Fischer. Daß sie in ihren Bewerbungen oft nicht unglücklich waren, in den spätern Zeiten wenigstens, wo solche Häuser, wie bemerkt, auch von angesehenern Leuten nicht verschmäht wurden, zeigt unter andern auch ein Gesetz des Kaiser Constantinus, welches da-

gegen gerichtet ist. Cod. Justin. Lib. I. Tit. 27. De naturalibus liberis. pag. 299. Corp. Jur. Spangenberg. Senatores seu perfectissimos, vel quos in civitatibus duumvirilitas, vel sacerdotii, id est Phœniciarchiae vel Syriarchiae ornamenta condecorant, placet maculam subire infamiae, et alienos a legibus Romanis fieri, si ex ancillæ, vel ancillae filia, vel liberta vel libertae filia, vel scenica vel scenicae filia, *vel tabernaria vel tabernariae filia*..... susceptos filios in numero legitimorum habere voluerint. Dennoch soll Konstantins Mutter, Helena, selbst eine solche tabernaria oder copa gewesen seyn. Die angeführte Verordnung wurde später von Justinian wieder aufgehoben. Novell. LXXXIX. Cap. 15. p. 372. Ed. Spangenb. Was den Verfasser des übersetzten Gedichtes betrifft, so stimmen die Kritiker darin überein, daß sie es alle dem Virgilius absprechen. Man hat auf verschiedene Namen gerathen: mehr konnte man nicht. Man sollte sich nun zwar ein Gewissen daraus machen, solche unbegründete Vermuthungen, deren die Kritiker schon so viele geliefert haben, noch zu vermehren; allein ich kann dennoch hier den Gedanken nicht unterdrücken, daß die oben aus Spartianus mitgetheilte Stelle Veranlassung geben kann, auf den dort genannten Dichter Florus, als den Verfasser zu rathen. Es wäre wenigstens sehr natürlich, daß ein wirthshausliebender Dichter den Ort seiner Unterhaltung besänge. Auch weichen die wenigen Fragmente seiner Gedichte, die noch übrig geblieben sind, in Geist und Ausdruck von unserm Gedichte nicht sehr ab. S. Wernsdorf. Poetae lat. minor. Tom. III. p. 483. und Tom. VI. P. I. p. 181. Das an der zuletzt angeführten Stelle befindliche Epigramm enthält gleichfalls eine Aufforderung zum Lebensgenuß, wie das Ende der Copa in folgenden Versen:

Venerunt aliquando rosæ. Proh veris amœni
Ingenium! una dies ostendit spicula florum,
Altera pyramidas, nodo maiore tumentes;
Tertia jam calathos: totum lux quarta peregit
Floris opus. Pereunt hodie, nisi mane legantur.

(39) Salmas ad Spartian. Hadrian. cap. 16.

(40) Horat. Epp. I, 14, 21:

— Fornix tibi, et uncta popina
Incutiunt urbis desiderium; video: et quod
Angulus iste feret piper, et thus, ocius uva;
Nec vicina subest vinum præbere taberna
Quæ possit tibi, nec meretrix tibicina, cuius
Ad strepitum salias terræ gravis. —

(41) Abram. ad Cic. orat. Pro Milone cap. 24. p. 177.

(42) Lamprid. Alexand. cap. 49.

(43) Lipsius ad Senecam de vit. beat. VII. p. 236.

(44) Sueton. Tiber. cap. 34. Dato Aedilibus negotio popinas ganeasque usque eo inhibendi, ut ne opera quidem pistoria proponi venalia sinerent....

(45) Sueton. Claud. cap. 38. — Scribam quaestorium, itemque praetura functum Senatorem inauditos et innoxios relegavit: quod ille adversus privatum se intemperantius affuisset; hic in aedilitate inquilinos praediorum suorum contra vetitum cocta vendentes multasset, villicumque intervenientem flagelasset. Das an dieser Stelle bemerkte Verbot kann wohl so verstanden werden, wie es oben im Texte des Aufsatzes genommen worden ist; man könnte es aber auch auf das in der vorigen Note angeführte Verbot des Kaiser Tiberius beziehen. Beides übersieht Ernesti zu dieser Stelle des Suetonius und denkt nur an eine etwas

strengere polizeiliche Aufsicht dieses einzelnen Aedilen, ohne daß gerade ein allgemeines Verbot hier statt gefunden hätte.

(46) Sueton. Claud. cap. 40. Sermonis vero rerumque tantam saepe negligentiam ostendit, ut nec quis, nec inter quos, quove tempore ac loco verba faceret, scire aut cogitare existimaretur. Quum de laniis ac vinariis ageretur, exclamavit in curia: Rogo vos, quis potest sine offula vivere? Descripsitque abundantiam veterum tabernarum, unde solitus esset vinum olim et ipse petere.

(47) Tacit. Annal. XIII, 25. L. Volusio, P. Scipione Coss. otium foris, fœda domi lascivia; qua Nero itinera urbis et lupanaria et diverticula, veste servili in dissimulationem sui compositus pererrabat.

(48) Sueton. Nero cap. 16. — interdictum, ne quid in popinis cocti præter legumina aut olera veniret, quum antea nullum non opsonii genus proponeretur.

Ueber die
Volkslieder der alten Griechen.

Das Lied ist der lebendige Keim, aus welchem die übrigen Gattungen der Poesie sich entwickeln. Seinem Wesen nach ist es lyrisch, aus seinem historischen Element entsteht die epische Poesie nach ihren verschiedenen Formen, deren Vollendung und Schluß das Drama ist. Das Lied, als das erste ausgedehnte und hervorströmende der poetischen Regung, läßt sich der Linie vergleichen; das Epos, als ausgebreitetes Aneinanderreihen von Gedanken, Gefühlen, Handlungen und Personen, der Fläche, und endlich das Drama, durch seine wechselseitige Durchdringung, seine Vollendung und feste Begränzung, dem Körper. Oder will man ein lebenvolleres Bild zur Erklärung des gegenseitigen Verhältnisses dieser drei Grundarten der Poesie, so mag das Lied als Keim und Wurzel gelten; das Epos in seiner Fülle und Unbegränztheit als Stamm mit Aesten, Zweigen und Blättern, bis das Gewächs in der Blüthe, welche durch die höchste Ausbildung und wechselseitige Beziehung der einzelnen Theile dem Drama entspricht, das Ziel seines Wachsthumes erreicht hat. Bei

keinem Volke läßt sich dieser naturgemäße und stetige Fortgang der Poesie so deutlich nachweisen, als bei den Griechen, weil eben bey keinem andern, wie überhaupt die geistige Bildung, so auch das poetische Element derselben so ungehemmt und gesund von Anfang an sich entwickelte und weil kein anderes mit so naturgemäßer und ruhiger Entfaltung alle Stadien des Volkslebens durchlief. Weil ferner diese Formen der Poesie unmittelbar aus dem Volke selbst nach und nach hervorgiengen in lebendigem organischem Zusammenhang mit allen seinen übrigen Lebensäußerungen, so blieben sie auch in ihrer höchsten künstlerischen Ausbildung der Gesammtheit immer noch nahe und befreundet. Das Epos, entstanden aus den alten Götter- und Helden-Sagen, war freilich von Anfang an einem besondern Sängerstande, den Rhapsoden, zur Pflege anvertraut, aber lebte es dabei nicht auch im ganzen Volke fort durch allgemeine, lebendige Tradition jener Sagen und Geschichten, durch Unterricht der Jugend, durch überall verbreitete, innige Theilnahme? Aehnlich verhielt es sich mit dem Drama. Gehörte auch ein vor der Menge ausgezeichnetes Talent und eine besondere Kunstfertigkeit dazu, um Tragödien oder Komödien hervorzubringen,

so zeigt doch die ungemein große Zahl vortreff-
licher Dichter in dieser Gattung und die große
Leichtigkeit des Produzirens, welch eine Fülle
von poetischer Bildung auch nach dieser Rich-
tung hin in der Gesammtheit vorhanden war,
was auch schon allein aus der bekannten Rich-
tigkeit und Feinheit des Urtheils der Zuschauer
sich schließen läßt. Was ja auch auf der Bühne
dargestellt, gesagt und gesungen wurde, war
eben wieder das nämliche, was in Ueberliefe-
rungen, in Gebräuchen und Religionslehren,
überhaupt im ganzen Leben des Volkes sich
lebendig erhalten hatte und von dem, was die
Menge dachte und fühlte, durchaus nicht dem
Wesen und der Art, sondern nur dem Grade
nach verschieden. So ist also die ganze grie-
chische Poesie im wahren und schönsten Sinn
Volkspoesie. Neben jenen ausgebildetern Kunst-
formen dauerte dabei natürlicher Weise, wie
bei einem so lebendigen und reichbegabten Volke
nicht anders seyn konnte, das eigentliche Volks-
lied frisch und ungehindert fort in eben so
mannigfaltiger Art und Gestalt, als das mensch-
liche Leben und die verschiedenen Beschäftigun-
gen und Stände der Menschen sind. Doch nur
wenige Töne sind davon bis zu uns durch die
Jahrhunderte erklungen im Verhältniß zu dem

großen Reichthum an solchen Liedern, auf welchen die vielen noch übrigen Namen der einzelnen Arten schließen lassen. Wie konnte es auch anders geschehen? Sind so viele große poetische Werke verloren gegangen, welche gleich anfangs aufgeschrieben wurden und auf diese Weise eher dem Untergange entrissen werden konnten, warum sollte dieses Schicksal nicht um so leichter solche Lieder treffen, welche weniger durch Schrift als durch Gesang und Ueberlieferung fortlebten und mit dem Wechsel der Zeiten hervorsproßten und verwelkten? Von dem was uns noch übrig ist, soll hier eine kurze Uebersicht nebst einigen Proben gegeben werden: einer weitläufigeren Behandlung muß es vorbehalten bleiben, bei ausgeführter Darstellung und ohne die Menge von Nachweisungen zu scheuen, auch bloße Namen und kleinere Bruchstücke aufzunehmen und zu einem zusammenhängenden und lebendigen Ganzen zu verbinden.

Was die Seele zuerst aufregt und erhebt, die Religion, unter welcher Form sie sich zeigt, muß auch zuerst im Liede sich offenbaren. Die Griechen hatten eine Menge zum Theil uralter volksmäßiger Kirchenlieder und Lobgesänge auf einzelne Gottheiten. Der allgemeine Name für diesen ganzen Kreis ist Päan; doch galt er in

späterer Zeit nur für eine einzelne bestimmte Gattung desselben. Athenäus (1) stellt als charakteristische Merkmale des Päans in diesem engern Sinn auf, daß er immer einen Gott zum Gegenstand habe und dann die häufige Wiederholung des Ausrufes: Ἰὴ Παιάν. Dennoch führt er gleich darauf mehrere volksmäßige Päane an, welche zum Lobe berühmter Männer gesungen wurden, als: des spartanischen Lysander, des ersten Ptolemäus von Egypten, des Antigonus und Demetrius. Ohne Zweifel geschah dieß in einem ähnlichen Sinne, wie die lateinischen Dichter den Augustus den alten Göttern und Heroen beigesellten, mit einer zwar sichtbaren Schmeichelei, aber ganz im Einklang mit dem Volksglauben und der Volksansicht der ganzen alten Welt, die alles Ausgezeichnete und Ungewöhnliche in unmittelbare Verbindung mit dem Göttlichen setzte. Aus dem historischen Theil jener alten Päane, wodurch der Ursprung und die Thaten der Götter und Heroen verherrlicht wurden, bildeten sich solche Hymnen, wie die homerischen sind, durch ihre Ausdehnung und kunstreichere Abfassung dem Volksgesang zwar entrückt, aber doch durch allgemeine Verständlichkeit und Theilnahme dem Volke angehörig. Durch Athe-

näus ist uns folgender Päan auf die Göttinn Hygiea aufbewahret worden, welcher nach einer Stelle des Maximus Tyrius zu schließen, zur Zeit dieses Schriftstellers, (also gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts) noch ziemlich allgemein gesungen worden seyn muß. Als Verfasser wird genannt Ariphron von Sicyon.

Hygiea, der Göttinnen erste,
Laß mich wohnen bei dir,
So lang ich noch lebe.
Bleibe stets mir hold und gnädig:
Denn, wenn je uns Reichthum, wenn Kinder
Lust gewähren oder vielgepriesene
Königsgewalt und die süßen Schmerzen,
Die wir heimlich erjagen in Aphroditens Netzen;
Oder wenn je irgend Freude Gott den Menschen
Gab und Ruhe nach Arbeit:
Nur wo du bist selige Hygiea,
Blüh't dieß alles, glänzet der Anmuth Frühling;
Doch ohne dich ist niemand glücklich.

Von andern religiösen, volksthümlichen Liedern sind zwar häufige Nahmenserwähnungen vorhanden, (2) aber von ihnen selbst kaum einige Bruchstücke. Dahin gehört ein Hymnus, welchen die Frauen in Elis sangen zu Ehren des Dionysus, worinn derselbe unter dem uralten Symbol des Stieres genannt und angerufen wird. Plutarch hat uns den Anfang desselben erhalten. (3)

Komm' zu uns her, komm Dionysus
In den heiligen Tempel,
Gnadenvoll in den Tempel,
Schnellen Lauf's mit dem Stierfuß.
Heiliger Stier!
Heiliger Stier!

Wie lang diese Richtung des Volksgesanges sich erhielt und mit welcher Wirkung kann man daraus schließen, daß der bekannte Irrlehrer *Arius* seine Lehrsätze durch Volkslieder verbreitete (4) und zwar in der Form der durch ihre Ausgelassenheit berüchtigten *Sotadischen* Verse. Gerade so verfaßte man ja auch in neuern Zeiten bei uns und auch bei andern europäischen Nationen geistliche Texte zu Melodien weltlicher Lieder, um diese zu verdrängen.

Den Gesängen, worin des Volk den Schutz der Götter anrief und ihre Thaten prieß, reihen sich jene Lieder an, worin die Geschichte und der Ruhm der Heroen, der alten Könige und Stammfürsten fortlebte. Bei allen Völkern ist dieß der Anfang und die Wurzel des Epos und der Geschichte. Solche Lieder läßt Homer den Achilles singen, wo er von dem Eintritt der Gesandten des Agamemnon erzählt:

Drinnen fanden sie ihn beim Spiel der tönenden Leier,
Wo er mit Herzenslust laut sang die Thaten der Männer.

Von diesen alten Heldenliedern selbst ist uns keines übrig geblieben, aber die epischen und ersten historischen Erzeugnisse, welche noch vorhanden sind, beweisen, wie kräftig und befruchtet diese Keime gewesen seyn müssen. Auch solche Volkslieder historischen Inhalts gab es, welche nicht zu einem ganzen Kreis von Sagen gehörten, und deswegen zum Epos heranwuchsen, sondern die nur eine einzelne Begebenheit poetisch auffaßten und also unsern Romanzen oder Balladen entsprachen. Jedoch wurden sie nicht leicht müßig gesungen, sondern aus etwas Geschehenem hervorgegangen, also auch an etwas geschichtlich Fortdauerndes, an ein Fest, an einen äußern Gebrauch geknüpft. Dahin gehört das Lied von der Erigone, welches an dem Eoren- oder Schaukelfest gesungen wurde. Es hat sich nicht erhalten, doch Ursprung und Inhalt desselben kennen wir noch. (5) Als nämlich Bacchus den Sterblichen seine Gaben mittheilte, kam er auch zu Ikarius und schenkte ihm einen Schlauch mit Wein, indem er ihm befahl auch Andere daran Theil nehmen zu lassen. Da machte sich Ikarius auf mit einem weinbeladenen Wagen in Gesellschaft seiner Tochter Erigone und seines Hundes Mära und kam nach Attika. Dort gab

er Hirten von dem Wein zu trinken. Diese davon berauscht, glaubten in ihrer Unwissenheit, Ikarius hätte ihnen Gift gegeben und erschlugen ihn. Der treue Hund zeigte der Tochter an, wo der Leichnam des Vaters lag; im Uebermaß des Schmerzes erhängte sie sich an der nämlichen Stelle an einen Baum. Darüber erzürnte der Gott und machte die Töchter der Athenienser wahnsinnig, daß sie sich auf die nämliche Art tödteten, bis endlich die Athenienser, durch ein Orakel belehrt, die Hirten mit dem Tod bestraften und ein Fest stifteten, wobei man Seile an die Bäume befestigte und sich schaukelte zum Andenken der unglücklichen Erigone, deren Leichnam sich am Baume hin und her bewegt hatte; dann erst wurde der Gott versöhnt. So erzählt Hyginus (6) und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die einzelnen Umstände der Erzählung aus dem Liede selbst genommen sind. Mehrere Namen von andern dahin gehörigen Liedern, von welchen sonst weiter nichts bekannt ist, übergehen wir.

Unter den Liedern, welche nicht durch etwas einmal Geschehenes bedingt sind, sondern durch wiederkehrende bedeutende Momente des Lebens, woran sollte man zuerst denken, als an die Lieder der Liebe? zum Unglück hat uns das

Schicksal von solchen Volksliedern beinahe Nichts übrig gelassen und doch kann kein Zweifel seyn, daß bei einem so lebenvollen und gesangreichen Volke gerade in dieser Gattung die üppigste Fülle vorhanden war. Ich rechne hieher, und wohl mit Recht, ein Lied, welches Aristophanes (7) ein Mädchen singen läßt, um einen Jüngling anzulocken:

Ach! wie ist mir zu Muthe doch,
Weil meine Lieb' nicht kommet.
Allein sitze ich hier und harr'
Unbewacht; Mutter ist nicht im Hause.
Was ich will, ach! kann ich nicht sagen.
Liebe Amme ich bitte
Ruf' doch Orthagoras zu mir her:
Sollst wahrlich umsonst mir es nicht thuen.

Darauf sagt ihre Nebenbuhlerinn, als wie von einem bekannten Liede:

Jetzt singst du gar
Die jonische Weise.

Namen und Inhalt einiger andern hieher gehörenden Stücke lernen wir durch Athenäus kennen. (8) So gab es ein Lied, welches Nomius hieß und eine Dichterin Eriphanis zur Verfasserin hatte. Daß es volksmäßig war, erhellt daraus, weil es an der angeführten Stelle unter andern Liedern aufgeführt wird, von denen dieses ausdrücklich bemerkt ist. Eri-

phanis liebte nämlich den Jäger Menalkas. Sehnsuchtsvoll folgte sie ihm überall nach durch Berge und Wälder so unermüdlich und von Liebe gequält, daß nicht nur die härtesten Menschen, sondern auch die wildesten Thiere ihren Schmerz theilten. Da dichtete sie ein Lied, eben jenen Nomius und sang es mit lauter jammernder Stimme umherirrend in der Einsamkeit. Athenäus führt aus einem ältern Schriftsteller nichts weiter als die paar Worte daraus an: « die hohen Eichen, o Menalkas! » Ein anderes Lied sangen in alten Zeiten die griechischen Frauen, welches Kalyke hieß und von dem berühmten Dichter Stesichorus herrührte. Athenäus weiß aus dem Werke des Aristoxenus über die Musik folgendes davon zu berichten (a. a. O.) Die Jungfrau Kalyke liebte einen Jüngling mit der heißesten Leidenschaft, aber dabei mit einer reinen und ehrbaren Liebe. Vergebens hatte sie gehofft, seine Frau zu werden, und aus Verzweiflung über ihre unglückliche Liebe stürzte sie sich den Leukadischen Felsen herab.

Dem Eros folge Hymen: auch an seinem Feste ertönten Gesänge. Ton und Inhalt derselben kann man besonders nach zwei Stücken bemessen, die uns aus dem Alterthum noch übrig

sind. Das eine ist ein Hochzeitlied, welches Aristophanes Bauern singen läßt, (9) ohne Zweifel in Ton und Farbe den Liedern nachgebildet, welche vom Volke bei solchen Gelegenheiten gesungen wurden. An derber Natürlichkeit und frischer Sinnlichkeit fehlt es ihm wenigstens nicht.

Hymen, Hymenäus!
Du seliger nach Verdienst
Wirst du herrlich belohnt.

Hymen, Hymenäus!
Was jetzt mit ihr machen?
Was jetzt mit ihr machen?
Wir pflücken die Frucht,
Wir pflücken die Frucht.
Ihr denen es zusteht,
Ihr Männer, den Bräutigam
Holet herbei.

Hymen, Hymenäus!
Wohnt schön bei einander,
Nicht hadert, noch zanket,
Pflückt friedlich die Feigen.

Hymen, Hymenäus!
Sie eine starke, tüchtige Feige,
Er eine kleine, liebliche Feige.

Das andere Stück ist das Hochzeitlied unter den Theokriteischen Gedichten, (10) welches die spartanischen Mädchen vor dem Brautgemach des hohen Paares, des Menelaus

und der Helene singen. Doch ist hier eigentlich nur die Volkssitte benützt zu einem kunstreichern und höher organisirten Gebilde.

Hymens Geschenke sind blühende Kinder: daher jetzt ein Wort von Wiegenliedern und Kinderliedern. Bei erstern tritt wieder der beklagungswerthe Fall ein, daß wir von solchen Liedern, als von bekannten Dingen, reden hören, ohne daß uns die Zeit aus der vermuthlich nicht kleinen Anzahl derselben einige vergönnt hätte. (11) Man führt als Beispiel eines Wiegenliedes gewöhnlich einige Verse aus der 24. Idylle des Theokritus an. Dort wiegt Alkmene auf dem Schilde des Amphitryon den zehn Monat alten Herkules mit seinem Halbbruder Iphikles und singt:

Schlaft meine Kindlein! schlaft einen süßen, erwecklichen Schlummer,
Schlaft mein Leben! Ihr Brüderchen, treffliche Knaben!
Glücklich schlummert ein und glücklich erwachet am Morgen.

Die wenigen Zeilen athmen zwar im Original ungemein viel Natur und Gefühl, wozu der Charakter des dorischen Dialekts das seinige beiträgt; indessen kann man es doch nicht wohl als volksmäßiges und häufig gesungenes Wiegenlied anführen.

Zu den Kinderliedern kann man ein treffliches Stück zählen, welches zu überraschenden Vergleichungen Stoff bietet; ich meine das Lied der Kinder auf Rhodus, das uns Athenäus aufbehalten hat. (12) Auf dieser Insel gingen beim Anfang des Frühlings die Kinder herum, trugen eine Schwalbe mit sich und sammelten Eßwaaren, indem sie das angeführte Lied absangen. Man nannte dieß schwalbeln (χελιδονίζειν), und der bekannte Kleobulus aus Lindus, einer der sieben Weisen, führte zuerst bei einer entstandenen Hungersnoth diese Sitte ein. In Bestimmung des Metrums bin ich dem Rezensenten von Besseldts Beiträgen zur Prosodie gefolgt, welcher mir unter den verschiedenen Metrikern diese Verse am einfachsten und natürlichsten abzutheilen scheint. (Jen. allg. Litt. Zeit. Decemb. 1814. Nro. 234.)

Die Schwalbe ist wieder,
Ist wieder gekommen,
Sie bringet den Frühling
Und liebliche Tage.
Weiß ist sie am Bauche,
Schwarz ist sie am Rücken.
Wie? giebst du nicht eine Feige
Uns aus dem reichen Haus?
Eine Schaale mit Wein,
Ein Körbchen mit Käs und Mehl?
Eiersemmelchen auch
Liebet die Schwalbe.

Nun sollen wir was kriegen, oder soll'n wir gehn?
Dein Glück, wenn du uns gibst, wir lassen dich sonst nicht;
Wir schleppen dir die Thüre mit der Schwelle fort,
Oder auch die Frau, die drinnen sitzt, die holen wir.
Klein ist sie ja, leicht holen wir die kleine Frau.
Doch bringst du etwas, bringe nur recht viel und gut.
Mach' auf die Thür'; der Schwalbe mach die Thüre auf:
Nicht Alte sind wir, sind ja junge Knaben noch.

Ein älterer deutscher Dichter, Prätorius, hat dasselbe zwar nicht mit Beobachtung der Form, aber doch recht glücklich übersetzt. Die Herausgeber des Wunderhorns nahmen diese Uebersetzung als ächtes deutsches Lied mit gutem Glauben in ihre Sammlung auf und überschrieben es: «Bettelei der Vögel» (Bd. I. S. 161.); der Vergleichung wegen mag es hier einen Platz finden.

Es ist kommen, es ist kommen
Der gewünschte Frühlingsboth,
So uns alles Leid benommen
Und die kalte Wintersnoth,
Welcher gute Stunden bringet
Und ein gutes Jahr bedinget.

Kommen ist die liebe Schwalbe
Und das schöne Vögelein,
Dessen Bauch ist weiß und falbe,
Dessen Rücken schwarz und fein.
Schauet, wie es rummer flieget
Und sich bittend zu euch füget.

Wollet ihr nicht seyn gebeten
Und mit etwas Esselwaar,

Kommen hie herausgetreten
Zu uns, oder dieser Schaar?
Gebt ihr aus des Reichen Haus
Nicht ein wenig Wein heraus?

Oder einen Korb mit Käsen,
Oder auch ein wenig Korn,
Daß wir wiederum genesen,
Und uns quicken mit dem Born?
Weil die Schwalbe ohne Speisen
Sich nicht lasset abeweisen.

Oder sollen wir viel lieber
Euch die Thür und Pforte lähmen?
Oder sollen wir hinüber
Steigen und die Jungfrau nehmen,
Welche, weil sie klein zu nennen,
Wir gar wohl wegtragen können.

Oder wollt ihr euch besinnen
Dennoch uns noch was verehren;
So kann sie uns wohl entrinnen
Und sich wenn sie größer, wehren.
Laßt der Schwalb die Thür aufhalten,
Wir sind Junge und nicht Alte.

Ueberraschend ähnliches mit dieser griechischen Frühlingsfeyer findet sich in der deutschen Kinderwelt. Auch bei uns kündigen die Kinder den Frühling an, diese Kinderzeit des Jahres, und unterlassen es nicht, nach gesunder Kinderart an Essen und Trinken dabei zu denken. Das Liedchen, welches in der Pfalz bei dieser Gelegenheit gesungen wird, indem die Kinder mit Bändern

und Brezeln von Haus zu Haus gehen, ist ebenfalls im Wunderhorn aufgezeichnet (Bd. III. Kinderlieder S. 39). Schreiber dieses hat es auch auf folgende Art singen hören, abweichend von dem dort gegebenen, und zwar mit mehr rezitirendem als singendem Vortrag.

Strih, Strah, Stroh,
Der Summertag ist do.
Die Veilen und die Blumen
Die bringen uns den Summer.
Wir hören die Schlüsselein klingen,
Sie werden uns was bringen,
Rothen Wein, Brezeln drein,
Alle gute Sächelein.
Dem Herrn wünschen wir 'nen goldnen Tisch,
Drauf sollen seyn gebackene Fisch,
Wir wünschen der Frau zu gutem Dank
Voll fein Gespinnst den ganzen Schrank.
Der Tochter einen Bräutigam gut,
Der sie von Herzen lieben thut.
Strih, Strah, Stroh,
Heute übers Jahr sind wir wieder do.

Wie die griechischen Kinder eine Schwalbe herumtrugen, und für diese Eßwaaren bettelten, so gebrauchen die Kinder im Holsteinischen, wenn sie den Frühling ansingen, dazu einen todten Fuchs, ohne daß es deutlich ist, wie der todte Fuchs zu dieser Ehre kommt (Wunderhorn Bd. III. S. 20.) Am Rhein tragen sie an Fastnacht einen Hahn im Korb herum, in gleicher Absicht,

und singen dazu. (S. ebend.) Auf der Insel Rhodus war es auch noch Sitte, eine Krähe herum zu tragen, und für diese zu sammeln (13). Es geschah dieß zwar von Erwachsenen, nicht von Kindern; indessen des übereinstimmenden Gebrauches wegen wird das dabei gesungene Lied hier nicht unpassend folgen:

Ihr lieben Herrn, der Krähe gebt eine Hand voll Gerst',
Der Tochter Phöbus schenkt ein wenig Weizen her,
Oder Brod und Geld, was einer nur ihr geben will:
Gebt liebe Herrn, was Jeder nur zu Handen hat.
Die Krähe nimmt vorlieb mit einem Körnchen Salz.
Gar sehr liebt sie zu speisen Sachen solcher Art,
Und wer ihr Salz gegeben, geb dazu auch Wachs.
Mach' auf die Thür! wir sind erhört vom reichen Mann,
Die Tochter selbst seh ich, wie sie uns Feigen bringt.
Ihr Götter! Freyer schickt in Meng' der lieben Maid,
Und einen reichen, hochberühmten, braven Mann.
Dem alten Vater in den Arm leg sie 'nen Sohn,
Der Mutter eine liebe Tochter auf den Schoos.
Ich geh' nun fort, so weit, so weit der Fuß mich trägt
Und singe vor den Thüren zu der Musen Preis,
Auch ohne Lohn; doch gibst du was, so sing ich mehr.
Wohlan ihr Leute, gebet etwas doch heraus,
Gieb lieber Hausherr und sein schönes Töchterlein,
Gieb für die Kräh' nur etwas her, sie bittet schön,
Und wer ihr schenkt, der schenkt gewiß ihr nichts umsonst,

Schließt sich gleich an jeden bedeutenden Moment im Leben Gesang und Lied an, so dringen sie doch nirgends freier und unmittelbarer hervor, als bei der Lust froher und fest-

licher Mahle. Sind dann in einer solchen Gesellschaft Lieder als lebendiges Gemeingut vorhanden, welche der fröhlichen Stimmung als Grundlage und Stützpunkt dienen, so wie sie selbst ursprünglich aus derselben hervorgegangen sind, dann werden die bekannten und allen befreundeten Weisen bald zusammen aus jeder Brust ertönen. Einzelne in gesteigerter Wärme des Frohsinnes und bei glücklicher poetischer Anlage stimmen dann auch wohl ein neues Lied an, wie es gerade der Augenblick gibt, kunstlos, unausgeführt, aber frisch und lebendig. So ist es bei glücklich organisirten und einer gesunden Fröhlichkeit hingegebenen Menschen: so war es bei dem heitern Griechenvolke. Solche eben bezeichnete sind, wenigstens dem größten Theile nach, die griechischen Skolien, welche nirgends einheimischer waren, von früher Zeit her, als bei dem aufgeweckten, geistreichen und sprachgewandten Volke von Athen. Ueber die Art, wie sie gesungen wurden, belehrt uns Athenäus (14) nach einem ältern Schriftsteller Artemon folgendermaßen. «Auf dreierlei Art sang man bei Tisch-Gesellschaften: entweder sangen alle mit einander ein Lied im Chor, oder es ging der Reihe nach herum, oder man hielt sich an keine Ordnung, sondern die Geübtesten sangen außer

der Reihe. Wegen dieser Nichtachtung der Reihe und Ordnung hießen nun solche Lieder Skolien (σκολιὸς, krumm, schief.)» Der größte Theil der auf uns gekommenen Skolien zeigt durch ihre Kürze, Kunstlosigkeit und Einfachheit deutlich ihre unvorbereitete und augenblickliche Entstehung. Jedoch nachdem einmal diese Lieder eine bestimmte Gattung gebildet hatten, und die besten in einem mehr als ephemeren Daseyn im Volke von Mund zu Mund gingen, so war es natürlich, daß die Dichter nicht blos einem zufällig glücklichen Moment sich überließen, sondern mit künstlerischer Ueberlegung die unvorbereitete Natur nachahmten. Besonders berühmt in dieser Gattung war Alcaeus, Anakreon und die sicyonische Dichterin Praxilla. Aus dem Gebiete unserer vaterländischen Volkspoesie lassen sich mit den Skolien vergleichen die sogenannten Leber-Reime, welche man ehemals der Reihe nach bei Tisch extemporirte, und die im Wunderhorn (Bd. III. S. 120.) aufgezeichneten Tanzreime: erstere der übereinstimmenden Sitte und gleichen Veranlassung wegen, letztere wegen ihrer Kürze, leichten Natürlichkeit und des unmittelbaren Ausdrucks der Gedanken und Gefühle. Die griechischen Skolien, größtentheils von Athenäus aufgenommen, (15) bieten

eine große Mannigfaltigkeit dar, und sind ein überraschender Beweis der vielseitigen Beweglichkeit und Gewandtheit des griechischen Geistes; besonders aber der klaren und schönen Form, in welcher sich unwillkührlich und mit Naturnothwendigkeit jede auch noch so kleine Regung desselben offenbarte, und jener diesem Volke eigenthümlichen, so überaus glücklichen Mischung von verständiger Besonnenheit und warmem Lebensgefühl. Wir wollen von jeder Art einige Proben geben, und zu diesem Behuf die Skolien ihrem Inhalt nach eintheilen in religiöse, moralische, historische und scherzhafte; dieses nur der äußern Ordnung wegen. Ihrem Wesen nach lassen sie sich natürlich nicht systematisch von einander scheiden. Aus der ersten Klasse mögen hier folgende stehen:

Pallas Tritogenia, Königin Athene
Schütze unsre Stadt und Bürger,
Schütze sie vor Noth und Aufruhr,
Vor zu frühem Tod', du und dein Vater.

Einst gebar auf Delos Mutter Letho
Phöbus mit den goldnen Locken
Und die wilde Jägerinn Artemis,
Die mit Macht und Kraft die Frauen beherrschet.

Solcher Art sind auch die übrigen, welche hieher gehören, kurze Gebete, Erinnerungen an bekannte, aber heilige und wichtige Götter-

geschichten und Glaubenslehren. Zu den moralischen rechne ich überhaupt solche, welche Gedanken oder Vorschriften über menschliches Leben und Thun enthalten. Sie sind ebenfalls kurz und anspruchslos; aber alle durch treffenden Inhalt oder glückliche Form mehr oder weniger schätzbar. Eines der bekanntesten und am häufigsten gesungenen ist folgendes von Simonides:

Die Gesundheit ist das Beste auf Erden,
Schöne Leibesgestalt ist mir das zweyte,
Dann kommt reich seyn, doch in Ehren,
Viertens sich mit Freunden der Jugend freuen.

Einige andere:

Um zu seh'n, wie Jeder gesinnt ist,
Könnte man doch das Herz ihm öffnen,
Hätte man es gesehn, dann schließen
Und ohne Argwohn Freundschaft pflegen.

Am Ufer mußt du betrachten die Fahrt
Und sorgsam fragen Kraft und Muth:
Doch wenn du auf dem Meere bist,
Ohne Verzug gebrauchen die Kräfte.

Unter jeglichem Stein lieget, o Freund, ein Skorpion versteckt;
Darum hüte dich wohl: was sich versteckt, ist von Gefahr nicht frei.

Es kann hier auch angeführt werden das berühmte Skolion des Aristoteles an die Tugend. Es findet sich zwar keine Nachricht,

daß es wie die eben beigebrachten volksmäßig und in allgemeinem Gebrauch gewesen sey; da es indessen, auch abgesehen von dem berühmten Urheber und der Schönheit der Verse, durch Vergleichung mit den andern Skolien beiträgt, das Wesen dieser Gattung schärfer aufzufassen, so wird es hier nicht am unpassenden Orte stehen. Der eigentliche Zweck des Gedichtes geht aus dem Ende desselben hervor: es sollte eine Verherrlichung seines Freundes seyn, des Hermias, Tyrann von Atarna, einer Stadt in Kleinasien. Die Ankläger des Aristoteles nannten es einen Päan, und machten davon Gebrauch, um den Verfasser der Irreligiosität zu beschuldigen, weil er auf diese Art einem Menschen göttliche Ehre erwiesen habe. Dagegen bemerkt Athenäus (16), daß dem Gedicht die zwei, schon oben angeführten, Merkmale eines Päans fehlten; denn einmal werde Hermias ja als gestorben angeredet, wodurch er von der Ehre und Gesellschaft der Götter hinreichend getrennt sey, und dann sey auch der herkömmliche Refrain: *Ἰὴ Παιάν* hier nicht zu finden. Wie dem auch sey, das Gedicht des Aristoteles ist seiner Ausdehnung und seinem Tone nach nicht in der improvisatorischen und leichten Art der Skolien gehalten, sondern feyerlicher, prächtiger und

in höherm Stil. Diese Verschiedenheit mag den auch wohl jene Ankläger zu dieser Beschuldigung bestimmt und bei vielen auch gerechtfertiget haben. Der Leser urtheile selbst.

Tugend schwer zu erringen
Unserm Geschlecht,
Des Lebens herrlichster Preis!
Deiner Schönheit wegen, o Jungfrau,
Schien dem Hellenen-Volk
Auch der Tod,
Auch mühselige Kampfesarbeit
Neidenswerthes Geschick.
Solche Frucht läßt du kosten die Seele,
Besser als Gold, als Eltern,
Als der liebliche Schlaf.
Deinetwegen kämpfte Herakles,
Kämpfte der Leda Zwillingspaar
Dürstend nach deiner Herrlichkeit.
Liebe zu dir führt' einst den Peliden,
Führte den Ajar einst zum Hades.
Um den Reiz deiner holden Gestalt.
Sank auch Atarnens Sproß,
Hermias, hin in des Todes Nacht.
Darum preißt ihn Gesang,
Und Unsterblichkeit geben die Musen
Ihm Mnemosynes Töchter,
Dem gastlichen Zeus zur Ehre
Und zum Ruhme der treuen Freundschaft.

Unter den andern Skolien, aus denen die oben angeführten genommen sind, findet sich auch dieser leicht hinflatternde zierlich ausgedrückte Liebes-Wunsch.

Wär' ich doch nur eine schöne Leyer
Künstlich aus Elfenbein,
Trügen mich dann die schönsten Knaben
Zu Dionysus festlichem Tanz.
Wär ich doch nur ein schöner Dreyfuß
Zierlich von Gold gemacht,
Trüge mich dann die schönste Frau,
Reinen Gemüthes in ihrer Hand.

Ich finde in einem alten deutschen Volkslied eine ganz gleiche Wendung (Wunderhorn. B. III. S. 113), aber mit einem bei weitem innigern und zartern Gefühl durchgeführt. Der Unterschied bei dieser Aehnlichkeit scheint mir zur Vergleichung der deutschen und griechischen Poesie charakteristisch: deswegen mögen diese Zeilen hier folgen.

Wollt Gott wär ich ein lauter Spiegelglas,
Daß sich die allerschönste Frau
All morgen vor mir pflanzieret.
Wollt Gott wär ich ein seiden Hemdelein weiß,
Daß mich die allerschönste Frau
An ihrem Leibe trüge.

Wollt Gott wär ich ein roth Goldringelein,
Daß mich die allerschönste Frau
An ihr Händelein zwinge.
Wollt Gott wär ich ein Eichhorn traun
Und spräng auf ihren Schoos,
Von rechter Lieb' sie mich in ihr Aermlein schloß,
Sie küßt mich an mein rosenfarbnes Mündelein,
Das nehm ich für des Kaisers Gut,
Sollt ich drum ärmer seyn.

Unter den historischen Skolien steht oben an jenes überaus treffliche Lied zum Preis der Tyrannen-Mörder Harmodius und Aristogiton, welches auch von Herder als Probe griechischer Volkspoesie in die Stimmen der Völker aufgenommen worden ist. Sie hatten ihre Dolche unter Myrthenzweige versteckt; darauf bezieht sich der Anfang des Gesanges.

Tragen will ich das Schwert versteckt in Myrthen;
Wie Harmodius und Aristogiton,
Da sie den Tyrann trafen zum Tod'
Und der Athener Volk wieder zur Freiheit kam.

Nicht Harmodius bist du todter Schatten,
Auf der Seligen Inseln wohnst du Theurer!
Wo Achilles lebt kampfesberühmt,
Wo Diomedes lebt, Tydeus gepriesener Sohn.

Tragen will ich das Schwert versteckt in Myrthen
Gleich Harmodius und Aristogiton;
Wie am Feste sie Pallas Athene
Jenen Tyrann tödteten, den Hipparch.

Stets gepriesen sey euer Nam auf Erden,
O Harmodius und Aristogiton!
Weil den Zwingherrn ihr trafet zum Tod'
Und der Athener Volk euch seine Freiheit dankt.

Die Herrschaft der Pisistratiden gab noch zu einem andern Skolion Veranlassung. Einige tapfere Athenienser hatten sich nämlich, um ihre Freiheit zu behaupten, an einen Ort im Attischen Gebiete zurückgezogen, welcher Leip-

sydrion hieß, und denselben befestiget. Sie wurden von den Tyrannen angegriffen und in einem blutigen Gefecht aufgerieben. Da sang man in Athen:

Ach! Ach! Leipsydrion Verräther Ort,
Männer sahest du fallen, die im Streite
Tapfer waren und von edler Abkunft.
Wahrlich sie zeigten wohl ihres Geschlechtes Name.

Aus der Klasse der scherzhaften Skolien mögen hier folgende zwey stehen.

Hat eine Eichel das Schwein, sucht es dazu gleich eine andere;
Hab ein Mädchen ich auch, such' ich dazu gleich eine andere.

Mit mir trinke, o Freund, liebe mit mir, kränze dein Haupt mit mir;
Mit dem Rasenden ras'; bist du wieder gescheidt, bin ichs dann auch mit dir.

Man sang bei Mahlzeiten nach dem Essen nicht blos solche Skolien; eben so gewöhnlich war es, Stellen aus Dichtern, besonders dramatischen, abzusingen oder zu deklamiren, welches beweist, wie allgemein bekannt und ins Leben übergegangen auch solche Gedichte waren, die über den Kreis des einfachen Volksliedes hinausgiengen. (17)

Es bleibt nun noch übrig die einzelnen Beschäftigungen und Stände durchzugehen und

ihre eigenthümlichen Lieder vorzuführen. Es sind noch eine Menge Namen und kurzer Notizen von solchen Liedern übrig, welche bei einer ausführlichen Darstellung sich nicht unfruchtbar behandeln lassen, bei einem bloßen Entwurf aber zur trocknen Nomenklatur werden. Doch sind uns auch aus diesem Kreise noch einige schätzbare Fragmente übrig, welche eine obwohl mangelhafte Vorstellung von dem Verlorenen geben können. Es werden bei griechischen Schriftstellern erwähnt: Schifferlieder, Lieder der Weber, Seiler, Wasserträger, Bader, Müller u. a. Zu den letztgenannten gehört ein Lied, das die lydischen Weiber beim Mahlen zu singen pflegten (18), worin von Pittakus, jenem berühmten Weisen, gesagt wird, daß er selbst gemahlen habe, was auch anderwärts erzählt wird (19). Es hat sich daraus nur folgendes erhalten, vermuthlich der Anfang:

Mahle, Mühle, mahle,
Denn auch Pittakus mahlt,
Herrscher des großen Mitylene.

Auch die Bettler hatten ihre eignen Lieder, wovon uns noch eines unter den homerischen Gedichten aufbehalten ist. Es führt die Ueberschrift: «*Eiresione*», der eigenthümliche Name für diese Gattung. Man wird in der Wendung des Glückwunsches die Aehnlichkeit mit der

gleichen Wendung in dem oben angeführten Krähenlied nicht verkennen.

Laßt zum Hause uns gehn, wo der vielvermögende
Mann wohnt,
Hoch von allen geehrt und vom Glücke reichlich gesegnet.
Oeffnet euch Thüren von selbst, hineinzieht lieblicher Reichthum
Und mit dem Reichthum auch die Blüthe heiteren Frohsinns,
Fried' und Freude zumal: stets seyen gefüllet die Schüsseln,
Niemals fehle dazu die Menge des trefflichsten Mehles.
Seines Sohnes Gemahlin soll zu ihm kommen auf Wagen,
Stattliche Mäuler voran, so ziehe sie fröhlich ins Haus ein,
Wo ihr der Webstuhl steht auf dem Boden belegt mit Elektron.
Einmal komm' ich des Jahrs, wie im Lenzmond kommet die Schwalbe.
Laß im Hofe mich nicht so lange harren der Gabe.
Heil dir, schenkest du was: wenn nicht, so geh ich von dannen,
Denn nicht kam ich ja her, mit dir im Hause zu wohnen.

Die Bauern hatten außer andern eignen Liedern auch, wie es scheint, Witterungsbeobachtungen in poetischer Form, nach Art unsrer gereimten Bauern-Regeln. Aristoteles führt wenigstens einige solcher Verse als sprüchwörtlich

an. (20) So untersucht er einmal den Grund der Regel:

Nicht drei Tage lang währt ein Boreas, welcher bei Nacht weht.

Gleich darauf deutet er auf eine andre ähnliche Regel, die er aber nicht vollständig anführt. Zu den Liedern der Bauern ist auch zu zählen das Schnitterlied, welches Theokrit in seiner 10ten Idylle einen Feldarbeiter singen läßt, dessen Alter, Aechtheit und Volksmäßigkeit dem Inhalt und Ton nach nicht zu bezweifeln ist, wenn es auch ursprünglich in andrer Form gesungen wurde. Es heißt dort das Lied des Lityerses: sonst heißt an andern Stellen das Lied selbst Lityerses. Dieser Lityerses war der Sage nach ein Sohn des Midas, ein König von Phrygien, dabei ein besonders rüstiger Feldarbeiter und Schnitter. Er zwang alle Gäste, die zu ihm kamen, ihm gleich zu thun; gelang ihnen dieses nicht, so tödtete er sie. Als er einst den nämlichen Uebermuth auch an Herkules ausüben wollte, faßte ihn dieser und warf ihn in den Fluß Mäander. Da sangen nach seinem Tode die Phrygier ein Lied zum Lobe des Lityerses, als eines trefflichen Ackersmannes und zur Trauer über sein unglückliches Ende. Bis auf die spätere Zeit lebte es im

Munde des Volkes fort; wenigstens berichtet der Scholiast des Theokritus, daß er es noch singen gehört habe. In dem Theokriteischen Liede kommt von dem Schicksal und der Person des Lityerses nichts vor; es scheint also, man setzte überhaupt solche Schnitter- und Ernte-Lieder, deren Verfasser man nicht zu nennen wußte, eben weil sie Volkslieder waren, mit jenem alten berühmten Ackermann und Schnitter in Verbindung.

Du an Früchten reich und an Aehren, o gieb uns Demeter!
Wohlbeackerte Saat, gieb reichgesegnete Aernte.

—

Bindet die Garben frisch, ihr Binder! Der Wanderer ruft sonst:
„Liederlich Volk, das ihr seyd! so gehet der Lohn ja verloren.“

—

Die ihr Mandeln setzt, nach Westen hin oder nach Norden,
Wendet der Garben Schnitt, denn davon schwillet die Aehre.

—

Die ihr Weizen drescht, o fliehet die Mittagsruhe,
Stäubt doch zur Mittagszeit am besten die Spreu aus den Halmen.

—

Mäher ihr! gehet ins Feld, sobald die Lerche sich reget,
Kehrt nicht heim, bevor sie entschläft und ruht in der Hitze!

Wer wie der Frosch, ihr Brüder! doch lebete: denn um den Schenken
Ist er mit nichten besorgt, er hat des Getränkes in Fülle.

—

Lieber uns Linsen gekocht, du geldbegieriger Schaffner!
Gucke dir nur die Augen nicht blind beim Zählen der Grütze.

(Aus der Arethusa.)

Kein Stand aber war so liederreich, und wurde so zur Unterlage mannigfacher poetischer Erzeugnisse genommen, als der Hirtenstand, besonders nach der Art seines Thuns und Lebens in dem alten Sicilien. Die bukolische Poesie, als eigne Kunstform, ist ein veredelter Zweig dieses wilden Stammes. Lieder, welche von den Hirten selbst volksmäßig gesungen wurden in ihrer ursprünglichen und unveränderten Form haben wir nicht mehr übrig: doch können wir aus den vorhandenen bukolischen Gedichten, namentlich den Theokriteischen, uns eine anschauliche Vorstellung machen, wie von dem alten Hirtenleben überhaupt, so auch von der Art und Weise ihres Gesanges. Charakteristische Eigenthümlichkeiten desselben, außer dem, daß Inhalt, Gedanken, Bilder und Ausdrücke aus dem Kreis ihrer Beschäftigung und ihrer Umgebung hergenommen waren, scheinen besonders folgende gewesen zu seyn. Erstens

der poetische Wettstreit, das gegenseitige Auffordern und Herausfordern zum Gesang, hervorgegangen aus einer lebendigen immer regsamen Lust zu singen und aus alterthümlicher unverstellter Streit- und Prahlsucht. Die bukolischen Dichter machen oft Gebrauch von dieser Sitte; so Theokrit in dem 1sten, 5ten, 6ten Idyll. Ferner das antwortende, (amoebeische) symmetrische, ähnlich dem Parallelismus der orientalischen Poesie, wornach von zwei Sängern der Eine dem andern immer in ähnlicher Wendung und ähnlichen Ausdrücken antwortete. Als Beispiel kann dafür gelten Theokrits 8tes Idyll. Letztlich der große Wechsel und das schnell abspringende und unterbrochene in der Gedankenfolge (vergl. die angeführten Stücke), was eines Theils seinen Grund hat in einer gewissen alterthümlichen, unbeholfenen Einfalt und Kunstlosigkeit, andern Theils in einer größern Unbestimmtheit und Schrankenlosigkeit des Gemüthes, welche der menschlichen Natur in ihrem Kindesalter eigen ist.

Anmerkungen.

Der in der vorstehenden Abhandlung hier zuerst in diesem Umfang besprochene Gegenstand hat in der neuesten Zeit noch ein besonderes Interesse erhalten durch die vollständigere Kenntniß der neugriechischen Volkslieder, welche wir durch Fauriel und Wilhelm Müller erhalten haben. Die große Menge dieser Lieder läßt darauf schließen, welchen Reichthum an Volkspoesie das alte Griechenland haben mußte, das seinen spätern Kindern gewiß weder an Lust noch an Kraft zum Dichten und Singen nachstand. Auch ist es höchst interessant, Vergleichungen zwischen den von uns mitgetheilten alten Resten und jenen Erzeugnissen der neu griechischen Volkspoesie anzustellen. Wir begnügen uns in diesen Anmerkungen nur an einem oder dem andern Beispiele zu zeigen, wie mit manchen Sitten auch manche Lieder aus der ältesten Zeit bis auf den heutigen Tag sich erhalten haben.

(1) Athenaeus XV, 16. p. 696. Ed. Casaubon.

(2) Ebendaselbst XIV, 3.

(3) Plutarch. Quaest. Gr. cap. XXXVI. p. 396. Ed. Hutten.

(4) Bayle Dict. T. I. p. 366.

(5) Athenaeus XVI, 3. p. 618.

(6) Fabul. 130. p. 197. Ed. Muncker.

(7) Ecclesiazus v. 945.

(8) Athenaeus XIV, 3. p. 619.

(9) Aristophan. Pax. v. 1330.

(10) Idyll. XIX.

(11) S. Casaubon. ad Theophrast. Char. cap. VII. p. 104. Ed. Fischer. Gerade von Wiegenliedern sind unter den neugriechischen mehrere sehr ausgezeichnete. S. W. Müllers Bilder aus dem neugriechischen Volksleben im Morgenblatt 1825. August. Nro. 188. S. 751.

(12) Athenaeus VIII, 15. p. 360. Dieselbe Sitte hat sich bis jetzt unter den griechischen Kindern erhalten, und es wird dabei ein ähnliches Liedchen gesungen. Die Kinder, die am ersten März das Schwalbenlied vor den Thüren anstimmen, tragen eine aus Holz geschnitzte Schwalbe in der Hand, welche von ihnen durch eine besondere Vorrichtung auf ihrem Gestelle beständig herum gedreht wird. S. Neugriechische Volkslieder gesammelt von Fauriel, übersetzt von Wilhelm Müller. Erster Theil. Einleitung S. XVIII. und besonders Müllers oben angeführten Aufsatz im Morgenblatt S. 750. Wir theilen zur Vergleichung die Uebersetzung des neugriechischen Schwalbenliedes hier mit, so wie zu gleichem Zwecke dort unsere Uebersetzung des altgriechischen Liedes mitgetheilt worden ist.

Die Schwalbe, die Schwalbe, sie kömmt,
Sie kömmt vom weißen Meere,
Sie setzt sich nieder und singt:
O März, o März, mein Schöner!
Du lauer Februar!
Magst schneien auch und regnen,
Riechst doch nach Frühling schon.

(13) Athenæus VIII, 15. p. 359.

(14) Ath. XIV, 14. p. 694.

(15) Ath. XIV, 14. p. 694. seqq.

(16) Ath. XV, 16. p. 696.

(17) Aristophan. Nub. v. 1360. Theophrast. Char. cap. 27.

(18) Plutarch. Conviv. Sept. sapient. cap. XII.

(19) Aelian. Var. hist. VII, 4.

(20) Problem. XXVI, 9. p. 202. Ed. Duval.

Ueber die
Sprüchwörter der alten Griechen.

Die Volkslieder enthalten die poetischen Elemente, welche in einem Volke vorhanden sind; die Sprüchwörter dagegen die philosophischen Elemente, insofern Ueberlegung, Nachdenken, Urtheil, überhaupt Thätigkeit der Intelligenz den Grund aller Philosophie ausmacht. Die Weisheit der alten Welt hat lange in solchen einfachen Sprüchen sich auszudrücken geliebt. In Zeiten, wo die Völker in einer gewissen Bewußtlosigkeit und Naturnothwendigkeit, nach den Einflüssen der sie umgebenden Natur oder unter der Autorität von überlieferten Sitten und Gewohnheiten in einem engern Kreise von Vorstellungen und Erkenntnissen lebten, mußte ein solcher Satz, den ein klareres Bewußtseyn und ein mehr umfassender Verstand ausgesprochen hatte, wie ein plötzlich aufgehendes Licht erscheinen, da er Aufschluß gab über das, was man bisher gedankenlos geübt hatte, oder eine Lebensregel enthielt, die in schwierigen Fällen als Rath und Hülfe, oder überhaupt für das ganze Leben als

Richtmaß dienen konnte. In der nämlichen Art theilten ja auch noch die unter dem Namen der sieben Weisen Griechenlands bekannten Männer die Früchte ihrer Erfahrung und ihres Nachdenkens mit. Aber auch ganz abgesehen von dem Nutzen für praktische Lebensweisheit haben Sprüchwörter einen wesentlichen Werth und einen großen Reiz in historischer Hinsicht für Kenntniß des Charakters und des Grades der jedesmaligen Volksbildung. Hier finden sich oft die Keime von Ueberzeugungen und Ansichten, welche im Leben des Volkes seine wichtigsten Aeusserungen bedingten; hier der Grund seiner Politik, Moral und zum Theil auch seiner Religion. In ihnen finden sich oft Erinnerungen an wichtige historische Begebenheiten aufbewahrt, und sie sind häufig merkwürdige Beweise, wie man solche Begebenheiten aufgenommen, wie man darüber geurtheilt hat. Endlich läßt sich hierher vielfältige Belehrung schöpfen über einzelne Sitten, Feste, Gebräuche und Beschäftigungen des Volkes.

All dieses eben angedeutete, mannigfaltige Interesse vereinigen auch die griechischen Sprüchwörter in sich und gerade sie in besonders hohem Grade. Es giebt nicht leicht einen bedeutenden Zustand des menschlichen Lebens, keine Sitten-

oder Klugheitsregel, keinen etwas ausgezeichneten Charakter, wofür die Griechen nicht ein Sprüchwort gehabt hätten, und zwar in den mannigfaltigsten Formen. Oft findet sich ein und derselbe Gedanke auf die vielfachste, verschiedenartigste Weise wiedergegeben. Aus der ganzen Natur und dem Kreise des menschlichen Lebens sind die Vorstellungen und Bilder dazu hergeholt. Da ist Scherz und Ernst, da sind gemeine und edle Gedanken in lebendiger Abwechselung, wie überall in dem griechischen Wesen nebeneinander. Hinsichtlich ihres häufigen Gebrauches darf man sich nur daran erinnern, daß bei den Griechen zwischen der Bildung der sogenannten gebildeten Stände der Gesellschaft und des eigentlichen Volkes dem Wesen nach weit mehr Einheit und Verwandtschaft war als bei uns, wo diese beiden Theile eine beinahe specifische Verschiedenheit zeigen. Daher kam es auch, daß die Sprüchwörter nicht auf den einen Theil nur eingeschränkt waren, sondern im Munde Aller gehört wurden. Die griechische Literatur selbst liefert davon einen deutlichen Beweis. Keine Art des Vortrags schloß den Gebrauch der Sprüchwörter aus, selbst nicht der philosophische. Wie häufig sind sie nicht bei Plato? Hier könnte man jedoch den-

ken, wären sie durch die dialogische Form herbeigeführt. Allein auch bei dem strengen und ernsten Vortrag des Aristoteles sind sie, wenigstens in seinen moralischen und politischen Schriften nicht selten, gewiß viel häufiger als in ähnlichen Werken unserer Literatur. Eben dieser Philosoph war auch der erste, welcher griechische Sprüchwörter in einem eigenen Werke sammelte und erklärte. Ein Gleiches thaten seine Schüler Theophrastus und Klearchus; was mit dem Bestreben dieser Schule, überhaupt das Gegebene und Bestehende in Natur und Menschenleben zu beobachten und zu beschreiben, gut zusammenstimmt. Außer diesen verfaßten viele Andere ähnliche Sammlungen; allein diese Werke sind leider verloren gegangen. Unsere noch übrigen Quellen außer dem gesammten Kreis der griechischen Literatur sind einige spätere Schriftsteller, Zenodotus, Diogenianus, Apostolius, welche jene früheren excerpirten und die Sprüchwörter in alphabetischer Ordnung nach Abtheilungen von je hundert zusammenstellten und erklärten. Eine große, aber ungeordnete Masse ist in dem bekannten und mehrmal gedruckten Werke des Erasmus von Rotterdam zusammengehäuft (Adagiorum Chiliades quatuor). Eine geordnete, schickliche Sammlung

aber, welche das wesentliche, charakteristische, interessanteste ausheben und sich auf wirkliche Sprüchwörter beschränken müßte, und nicht wie bei Erasmus geschieht, jeden Satz aufnehmen, wenn er auch nicht als Sprüchwort im allgemeinen Gebrauch war, sondern nur etwas den Sprüchwörtern ähnliches hat, eine solche Sammlung wird bis jetzt noch vermißt. Hier soll der Versuch einer Skizze davon gegeben werden.

Um die Masse des Stoffs für die Uebersicht ordnen zu können, wollen wir die Sprüchwörter von zwei Gesichtspunkten aus betrachten. Zuerst sollen solche vorgeführt werden, die von Seiten ihres Inhalts etwas Bemerkenswerthes haben, dann diejenigen, welche der Form nach so beschaffen sind.

Wie einer sich selbst überlassen handelt, so ist sein Wesen geartet. Sprüchwörter, welche eine Vorschrift für die Handlungsweise enthalten, sind gleichsam Gesetze, die sich das Volk giebt, und welche, da sie unmittelbar aus dem Charakter des Volkes hervorgegangen sind, um so deutlicher denselben zeigen. Der letzte Grund des Handelns ist das Verhältniß, in welchem sich der Mensch gegen das höhere denkt, und die Vorstellung, welche er von

Bayerische Staatsbibliothek München

dem höheren und göttlichen Wesen sich bildet. Was sich hier von griechischen Sprüchwörtern findet, stimmt ganz mit jener allgemeinen Ansicht des gesammten Alterthums überein, welches alle Schicksale und Gaben des Lebens unmittelbar von Gott herleitete. Da heißt es: Glück ist Gottes Gabe; und von etwas Zukünftigen noch Ungewissen: das liegt im Schoose der Götter, nach einem Homerischen sprüchwörtlich gewordenen Verse, den vielleicht aber auch schon der alte Sänger als Sprüchwort vorfand; ferner Ist's Gottes Wille, so kannst du auch auf einem Rohre schwimmen; und: Gott zu widerstreben ist arg. Die beste Vorschrift ist es demnach für den Menschen: Folge Gott. Das ist doch wohl eins mit dem Spruche: Folge der Vernunft (νῷ πείθȣ). Daß dieses wirklich das Höhere und Göttliche in uns ist, zeigt die Erforschung und Betrachtung unsrer selbst. Daher: Lerne dich selbst kennen. Diese Selbstkenntniß, gleichwie sie uns das Höhere in uns kund macht, zeigt auch das dem Menschen gesteckte Ziel und seine Gränzen, über die im Bösen wie im Guten hinausgehen zu wollen Vermessenheit ist. Daher die goldene Regel, welche in jeder Hinsicht für

ächt griechisch gelten kann, und durch das ganze griechische Leben und die ganze griechische Kunst sich ausgedrückt zeiget: Nichts zu viel; Maaß zu halten ist gut; die Mittelstraße ist die beste, und wie noch sonst dieser so häufig gebrauchte Spruch in Worten ausgedrückt werden mag.

Kein griechisches Sprüchwort mag vielleicht häufiger als: Nichts zuviel; Maaß zu halten ist gut; die Mittelstraße ist die beste, gefunden werden, keines scheint aber auch mehr aus dem innersten Leben des Volkes hervorzugehen, und so bezeichnend für den hellenischen Charakter zu seyn als dieses. Es ist nicht schwer nachzuweisen, daß dieses Streben nach bestimmter Form und deutlicher Begränzung, diese Abneigung gegen alles im Guten wie im Bösen Uebermäßige und Ueberschwengliche, die Haupteigenschaft und eine Grundansicht des griechischen Geistes war, welche bewußt oder bewußtlos wirkend, alle Richtungen des Lebens und Denkens in Religion und Kunst, in politischen und wissenschaftlichen Bestrebungen bestimmte. Denn, um nur weniges anzudeuten, indem andre Völker, wie die meisten des Orients, sich entweder innerlich in unbeschränkte grübelnde Spekulationen über die Un-

ermeßlichkeit der Gottheit verloren, oder äußerlich theils ihre Götterbilder, um ihnen symbolischen Vollgehalt zu geben, mit unförmlichen Gliedern und Zeichen überluden, theils in einem wilden Naturdienste alle Schranken überschritten: war es ein andres Princip, als das eben genannte, welches die Griechen zwar nicht abhielt die Unendlichkeit des göttlichen Wesens in Andacht zu ahnen, welches sie aber auch dahin leitete, ihre Götter in das Maaß einer schönen, zum Ideal gesteigerten Menschlichkeit einzuschließen, und ihren Dienst zwar mit frischer lebensvoller Heiterkeit, aber nicht mit unnatürlichem Taumel oder gleich unnatürlicher Vernichtung der Sinnlichkeit zu feyern? In der griechischen Kunst ist es bei der flüchtigsten Betrachtung sogleich sichtbar, daß Bestimmtheit und Vollendung oder, was am Ende dasselbe ist, das Festhalten des rechten Maaßes ihr Eigenthum ist, mögen auch andre Zeiten und Völker größere, göttlichere und dem Wesen der Dinge nähere Ideen dargestellt haben. Dasselbe innerste Bedürfniß des hellenischen Volkstammes, Alles in sich und um sich in menschliches Maaß und in naturgemäße Formen eingeschränkt zu sehen, ist wohl auch der letzte Grund der Abneigung desselben vor allem Ueber-

maaß und vor aller Uebergewalt einer glänzenden Despotie, welche die Asiaten zur Bewunderung und Unterwerfung brachte. Was endlich das Wissenschaftliche betrifft, so soll hier nur die Bemerkung aufgestellt werden, daß in dieser nämlichen Grundidee ohne Zweifel jener bekannte Satz der Aristotelischen Moralphilosophie gewurzelt ist: die Tugend sey die Mitte zwischen zwei Extremen. Denselben Satz finden wir vor Aristoteles auch schon bei andern Philosophen, die dem Leben noch näher standen und deswegen um so geneigter seyn konnten, einer so wahrhaft nationellen Ansicht diese Wendung zu geben; ich meine die Pythagoräer. Eben damit stehen auch die häufigen Warnungen in Verbindung, bei äußerm Glücke sich nicht zu übernehmen, noch das Maaß zu überschreiten, und wenn man von der Gunst des Schicksals über diese Gränzen hinausgehoben zu werden scheint, lieber selbst durch freiwilliges Opfer sich eine Beschränkung zu setzen. Denn wie Herodotus, der beste Gewährsmann für altgriechische Denkweise, mehrmal warnt, das göttliche Wesen selbst sieht mit Unwillen auf alles Irdische, welches zu ungemein und zu auffallend das gewöhnliche Maaß überschreiten will, und auch im Genuß der Glücksgüter

ist der Mittelweg der beste. Als Belege dieser Grundsätze können die zwei bekannten Geschichten dienen, die uns derselbe Geschichtschreiber erzählt, von dem Ringe des Tyrannen Polykrates und von Solons Aufenthalt bei Krösus. Wer sich aber gewöhnt hat, Maaß in Allem zu halten, der wird sich auch leichter in jede Lage des Lebens zu finden wissen, und sich das Wort gesagt seyn lassen: Ist kein Fleisch vorhanden, so nimm mit gesalzenen Fischen vorlieb. Er wird in das, was nicht zu ändern ist, sich fügen, denn: Gegen die Nothwendigkeit kämpfen ja selbst die Götter nicht. Wozu hilft auch solcher vergeblicher Kummer? Verzehre dein eigenes Herz nicht.

Doch nicht allein solche Gebote hat der Mann nöthig, welche ihm sagen, was recht und unrecht ist, auch solcher bedarf er, die ihn lehren, sich mit Klugheit im Leben vor Gefahr und Verlegenheit zu bewahren. Da sagt ihm der Mund der Weisen: Viel besser ist es den Anfang zu heilen, als das Ende. Ferner: Vor einem Mächtigeren hüte dich; und Lieben muß man, wie wenn man wieder einmal hassen, und hassen, wie wenn man wieder einmal

lieben wollte. Dabei soll man aber nicht blos sich in der Liebe zu Andern mäßigen, sondern auch in der Eigenliebe. Denn, heißt es, Viele hassen dich, wenn du dich selbst zu sehr liebst.

An diese praktischen Lehren der Tugend und Klugheit mögen sich nun solche Sprüchwörter anschließen, welche ihrem Inhalte nach insofern charakteristisch sind, als sie Bemerkungen und Ansichten des griechischen Volkes über das Leben und seine mannigfaltigen Verhältnisse enthalten. Da zeigt sich uns zuerst die Klage über den Wechsel der menschlichen Dinge: Ein Rad ist des Menschen Leben. Und wie das Rad einmal in Bewegung gesetzt, mit Nothwendigkeit das Unten und Oben wechselt, so ist eine gleiche Nothwendigkeit in diesem Wechsel des Lebens. Denn: Dem Schicksal kann Niemand entgehen. Auch hier finden wir eine allgemeine nationelle Ansicht im Sprüchworte ausgedrückt, welche in allen griechischen Gedichten und Geschichten so häufig wiederkehrt, daß es nicht weiter nöthig ist, besonders daran erinnern. Wer aber einmal vom Unglück verfolgt wird, kann schwer sich retten: Wen das Schicksal schwarz gezeichnet hat, den kann keine Zeit weiß waschen. Doch auch

widriges Geschick hat seinen Werth. Wird der Lehmen nicht geschlagen, so wird kein Topf daraus. Ebenso: Wird der Mensch nicht durchgegerbt vom Schicksal, so kommt er nicht zu Verstand. Letzterer Spruch muß besonderes Intresse für uns haben, da ihn unser Goethe gewürdigt hat, ihn seiner Lebensbeschreibung vorzusetzen. Auch damit mag sich der Unglückliche trösten, daß das Glück nicht ohne Gefahr ist. Uebersättigung gebiert Uebermuth, dem der Fall stets nachfolgt. Indessen steht es dem freien Manne frei, findet er hier das Glück nicht, es an einem andern Orte aufzusuchen. Denn: Einem weisen Manne ist die ganze Erde zugänglich, und: Die ganze Luft steht dem Adler offen. Wie lebendig diese Ueberzeugung bei den Griechen gewesen seyn muß, zeigen ihre Kolonien, die in jedem Lande der alten Welt sich ansiedelten, oft in weiter Ferne vom Mutterlande. Ueberall aber ist Klugheit nöthig. Unter jedem Stein steckt ein Skorpion, und: Den Klugen geräth alles am besten.

Ich füge zu dieser Klasse von Sprüchwörtern noch einige hinzu, welche Bemerkungen enthalten über einige Hauptmomente des Lebens,

über Erziehung, Freundschaft und Liebe. Da heißt es: Wen das Wort nicht schlägt, den schlägt auch der Stock nicht; ein Spruch, wie er von einem Volke von solcher Empfindung, wie das griechische, zu erwarten ist, das ja auch jenen Vers seines alten Sängers durch den Gebrauch zum Sprüchwort machte: Gut sind leicht weinende Männer. Eben so löblich und ehrenvoll für die Gesinnung, aus welcher es hervorgieng, ist das so oft gebrauchte Sprüchwort über die Freundschaft: Freundes Gut Gemein Gut (*κοινὰ τὰ φίλων*). Unter den Aeußerungen über die Liebe finden sich keine, welche auf eine höhere Ansicht derselben hindeuten, wohl aber solche, die mit der Art, wie die alte Welt überhaupt dieß Gefühl empfand und betrachtete, ganz im Einklange sind. Hier steht oben an der ungemein häufig vorkommende Spruch: Der Liebenden Meineid bleibt ungestraft, welcher auch bei den lateinischen Erotikern auf mannigfaltige Weise ausgedrückt sich findet. Dagegen heißt es doch auch: Liebhaber nenn' ich den nur, der beständig liebt. Eben so wenig fehlt es an Aeußerungen, welche ein recht lebendiges, frisches Gefühl für Liebe und Schönheit beweisen, wie z. B. Ein Pfeil ist Weibesblick

für junges Blut; Das Leben raubt dem Jüngling einer Frauen Stimm'; Dem schönen Mann steht Alles an; Immer und immer das Schöne!

Der zweite Gesichtspunkt, aus welchem wir diese Sprüchwörter betrachten wollten, war die Form derselben. Hier finden wir zuerst die allgemeinen Eigenschaften der ganzen Gattung, nämlich Kürze und häufigeren Gebrauch figürlicher Ausdrücke; als charakteristische Merkmale aber der griechischen Sprüchwörter außerdem noch einen hervorstechenden Zug von Witz und Laune und besonders eine ungemeine Mannigfaltigkeit und Fülle des Ausdruckes, so daß der nämliche Gedanke oft auf die verschiedenste Art wiedergegeben wird. Wir wollen von letzterer Eigenschaft nur zwei Proben herausnehmen, obgleich sich leicht mehr geben ließen. Die erste sey das Sprüchwort: Gleich und gleich gesellt sich gern, welches sich auf folgende Weisen variirt findet: Gleiches zu Gleichem; Gleiches strebt nach Gleichem; Eine Krähe setzt sich zur andern; Es kennt der Dieb den Dieb, der Wolf den Wolf; Gleiches Alter gleiche Lust. Die zweite Probe dieser Mannigfaltigkeit sey der sprüchwörtliche Ausdruck des Gedankens:

etwas Vergebliches oder Unmögliches unternehmen. Da heißt es: Eher wird die Schildkröte dem Hasen vorlaufen; Eher wird der Wolf des Schafes Hüter; Du willst ein Seil aus Sand flechten; Du willst die Flamme zerschneiden; Einen Löwen scheren; Du willst einen Stein kochen; Wolfsflügel suchen; Wolken schlagen; Auf Felsen säen; Wind pflügen; Den Wind mit Netzen fangen; in den Himmel schießen; u. s. w.

Das zweite charakteristische Merkmal in der Form der griechischen Sprüchwörter finden wir darin, daß sie mit einem so umfassenden Blick aus dem ganzen Kreis der Natur und des Lebens, aus allen Ständen, aus einer so reichen Menge von Geschichten und Sagen hergenommen sind. Man findet zwar etwas Aehnliches bei allen Sprüchwörtern überhaupt, aber hier in ganz vorzüglichem Maaße. Dieß beweiset einerseits die Lebendigkeit und Beweglichkeit des griechischen Geistes und den überall beobachtenden und auffassenden Blick, so wie anderseits, was die historischen Quellen der Sprüchwörter betrifft, den Reichthum des griechischen Lebens an hervorstechenden Zügen und Eigenthümlichkeiten in Begebenheiten, Sagen

und Sitten. Wir wollen nun diese ebengenannten verschiedenen Quellen etwas genauer beobachten. Außer der Mythologie, welche eine Masse von typischen Charakteren und allgemein bekannten Geschichten, und eben dadurch vielfältigen Stoff zu sprüchwörtlichen Redensarten darbot, lassen sich die Sprüchwörter, wie eben angedeutet, auf folgende Hauptquellen zurückführen. Sie sind hergenommen aus der Natur, aus Volkssagen und wirklichen Geschichten, aus Sitten und Gebräuchen, und letztlich aus der Beschäftigung einzelner Stände. Unter denen der ersten Klasse kommen mancherlei Notizen vor, über Eigenthümlichkeiten von Naturkörpern, Lebensart der Thiere u. dgl., mancherlei dahin gehörigen Beobachtungen und Erklärungen, welche, wenn sie auch oft unrichtig sind, doch gewöhnlich von irgend einer Seite her Interesse darbieten. So erfahren wir, daß auf der Insel Seriphus die Frösche nicht quakten. Daher hieß ein stummer Mensch im Sprüchwort ein seriphischer Frosch. So sagte man von einem, der sich ganz unmächtig und vernichtet stellte, ohne es zu seyn: Er hält den Athem an, wie ein Igel; und: Er stellt sich todt wie ein Panther, weil man bei diesen Thieren eine solche

Kriegslist bemerkt haben wollte. Von klugen und vorsichtigen Leuten sagt man: Die Kraniche verschlucken Steine. Man findet von diesem Sprüchworte einen doppelten Grund angegeben. Die Kraniche, sagen einige, halten bei ihrem Fluge auf ihren Wanderungen den Kopf ganz gerade ausgekehrt, so daß sie den unter ihnen liegenden Boden nicht sehen können. Um nun wissen zu können, ob sie über dem Land oder Meere schweben, tragen sie einen Stein im Schnabel, den sie fallen lassen, wenn sie sich setzen wollen, um dann nach dem Schall schließen zu können, ob sie Land unter sich haben. Andere meinten, der Stein diene als eine Art von Ballast, um dem Vogel in seinem Fliegen mehr Stetigkeit und Ruhe zu geben. Einen Neidischen verglich man einem Hund beim Troge; einen sicher treffenden Pfeil dem Stachel des Stachelschweines, von welchem man glaubte es könnte seine Stacheln nach Belieben absenden. Von einem hülflosen Armen hieß es: Er ist ärmer als eine Bachstelze, weil man glaubte, die Bachstelze wäre zu schwach, sich, wie die andern Vögel, ein eignes Nest zu bauen, und irre hülflos herum, bis sie ein andres leeres Nest fände. Von einem Feigen und Ehrlosen:

Er hat nicht das Ehrgefühl eines Rebhuhns. Man pflegte nämlich wie mit Hahnen, so auch mit Rebhühnern unter sich Kämpfe anzustellen. Zu einem jeden männlichen Rebhuhn stellte man sein Weibchen und bemerkte, daß die Hähne dann mit doppelter Tapferkeit stritten, gleichsam um in den Augen der Weibchen nicht durch eine Niederlage beschimpft zu werden. Von einem Schlaflosen: Er schläft nicht einmal so lang als eine Nachtigall. Dankbare und wohlgesittete Leute verglich das Sprüchwort mit den Störchen, von deren Dankbarkeit gegen die Eltern und übrigen Tugenden das Alterthum Vieles zu sagen wußte. Daher ohne Zweifel rührt auch die noch heutigen Tages unter dem Volk geachtete Heiligkeit und Unverlezlichkeit dieses Vogels. Wenn eine Familie ganz ausgestorben oder ausgerottet war, hieß es: Ausgerottet wie eine Fichte mit der Wurzel. Einem der sich an eiteln und gefährlichen Dingen ergözte, rief das Sprüchwort zu: Du freust dich, wie eine Fliege bei der Flamme.

Eine zweite nicht minder reiche Quelle von Sprüchwörtern floß in der Menge von Volkssagen, deren es außer den bekannteren, durch

Dichter, Künstler und Geschichtschreiber verherrlichten noch eine bedeutende Anzahl gegeben haben muß, welche am längsten blos in der mündlichen Tradition des Volkes fortlebten. In dem oben angeführten Aufsatze über die griechischen Volkslieder sind mehrere aus derselben Wurzel entsprossene Lieder beigebracht worden, die man mit der modernen Gattung der historischen Romanze vergleichen kann. Hier sollen nun einige eben dahin gehörige Sprüchwörter mitgetheilt werden. So war von einer übermäßigen und unglücklichen Eifersucht sprüchwörtlich sie zu vergleichen mit der Leukone Eifersucht, worüber man sich folgendes erzählte. Cyanippus, der Gemahl Leukones, war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd und durchstrich ganze Tage lang die Wälder. Seine neuvermählte Gattin argwöhnte, seine häufige Abwesenheit möchte einen andern Grund haben. Sie folgte daher einmal unbemerkt seinem Pfad und versteckte sich, um ihn zu belauschen, in einen Busch. Als nun die Jagdhunde die Aeste sich dort bewegen sahen, glaubten sie, es sey ein Wild verborgen, und in blinder Wuth zerrissen sie die unglückliche Leukone. Im Schmerz über diesen Anblick nahm sich Cyanippus selbst das Leben. Wenn etwas nicht

so gelang, wie man nach den getroffenen Anstalten hoffte, gab es ein Sprüchwort: Nicht immer bringt der Fluß Aexte herauf. Man gab folgende Geschichte als Grund des Sprüchwortes an. Ein Bauer, der an einem Flusse vorbei gieng, ließ durch einen unglücklichen Zufall seine Axt in das Wasser fallen. Da erbarmte sich seiner der Flußgott, und ließ aus der Tiefe eine silberne Axt emporsteigen. Da der Bauer sagte, es sey nicht die seinige, so schickte er eine goldne, und als der Bauer auch diese nicht als die seinige nehmen wollte, so schickte der Gott die verlorne Axt aus den Wellen, und schenkte die andern dem Eigenthümer dazu als Belohnung für seine Redlichkeit. Ein andrer der davon gehört hatte, warf seine Axt absichtlich in die Fluthen, um durch erdichtetes Spiel einen gleichen Gewinn sich zu verschaffen; allein es kam nur seine eigene Axt wieder zum Vorschein, und der erstere Bauer, der dieß mit ansah, sagte ihm die obenangeführten Worte, die nachher sprüchwörtlich wurden. Wenn jemand alle mögliche Mittel anwendete, um sich berühmt und geehrt zu machen, sagte man: Psaphons Vögel. In Libyen nämlich, wie die Sage erzählte, lebte ein Mann, Psaphon mit Namen, der nach

nichts Geringerem, als nach göttlicher Ehre trachtete. Da lehrte er vielen Vögeln die Worte: «eine große Gottheit ist Psaphon ꝛc.» und ließ sie wieder auf die Berge fliegen. Seine Landsleute, über den wahren Grund der Sache in Unkunde, hielten diese Stimmen der Vögel für ein göttliches Wahrzeichen, und opferten dem Psaphon, als einem Gotte. Dergleichen Sagen finden sich mehrere durch Sprüchwörter aufbewahrt, die wir der Kürze wegen hier nicht weiter anführen.

Unter den auf historischer Wirklichkeit beruhenden Sprüchwörtern sind nicht wenige belehrend und interessant, weil sie charakteristische Züge und Eigenschaften von einzelnen Personen oder ganzen Gegenden aufbewahren, weil sie zeigen, welches Interesse die Griechen an sich selbst und an jeder Aeußerung des öffentlichen Lebens genommen haben, endlich auch darum, weil sie öfters Zeugniß geben von der Art, wie dieß oder jenes Faktum von den Zeitgenossen und Nationalen aufgenommen und angesehen worden ist. Es kommen eine Menge Namen von Personen vor, welche theils durch auffallende Charaktere oder besondere einzelne Handlungen Veranlassung zu Sprüchwörtern gegeben haben. Da viele derselben jedoch uns sonst nicht

bekannt sind und eine große Anzahl solcher Sprüchwörter mehr im unmittelbaren Verkehr des wirklichen Lebens vorkam, als in dem Schriftwesen, so wäre eine umständliche Anführung derselben jetzt mehr eine Nomenklatur, als ein lebendiges Gemälde. Doch sollen hier mit Weglassung der ganz bekannten, welche den typischen Charakteren der griechischen Götter- und Heroenwelt entnommen sind, einige in diesen Kreis gehörige als Probe gegeben werden. Ein bedeutender Theil davon scheint ganz lokal und darum auch nicht von allgemeinem Gebrauche gewesen zu seyn. Zur sprüchwörtlichen Bezeichnung von dummen Leuten sagte man: Büthos geht herum, in Erinnerung an einen besonders stumpfsinnigen Athleten dieses Namens; oder dümmer als Akko: so hieß nämlich ein Weib, die der Sage nach so kindischen Sinnes war, daß sie mit ihrem Bilde im Spiegel als mit einer wirklichen Person sich ganz ernsthaft unterhielt. Diese Akko scheint ein bekannter und auch im Lustspiel häufig vorkommender Charakter gewesen zu seyn. Wenigstens deuten dahin mehrere Namen von verloren gegangenen Lustspielen. Auch sagte man: Dümmer als Korybos. Dieser soll ein Phrygier gewesen seyn schon zur trojanischen

Zeit und so einfältig, daß er die Wellen des Meeres zu zählen unternahm. Von einem Gastfreyen hieß es: Immer ist eben Jemand in Kydons Haus. So hieß nämlich ein überaus gastfreier Korinther. Bünas ist Richter, sagte man bei einem langwierigen Prozesse. An einen Namens Bünas, oder, wie Andre schreiben, Bülias aus Athen, wendeten sich einst in ihren Streitigkeiten die Eleer und Kaledonier, indem sie ihn zum Schiedsrichter wählten und mit einem Eide beschwuren, so lange keine Feindseligkeiten gegen einander auszuüben, bis sein Urtheilsspruch erfolgt wäre. Der Schiedsrichter mochte wohl Grund haben zu glauben, daß sein Spruch den Frieden doch nicht herstellen würde und, um wenigstens eine Zeitlang den Zwist aufzuhalten, verschob er immer das Urtheil, bis er endlich starb. Wenn jemand glaubte, einer Sache recht gewiß zu seyn und dennoch getäuscht wurde, hatte man das Sprüchwort: Des Phanios Thüre, von einem blinden Geizhalse, welchem sein Sklave, ohne daß er es merkte, ja indem er sich noch seiner Vorsicht wegen rühmte, alle Thüren öffnete. Von künstlichen und feinen Arbeiten sagte man zu Athen: Akesis und Helikons Arbeit. Die

beiden hatten nämlich das schöne Peplum der Göttin Athene, der Stadtbeschützerin, verfertigt. Akesias ist sein Arzt, hieß es von einem Kranken, mit dem es immer schlechter gieng, weil ein Arzt dieses Namens, über den auch Aristophanes irgendwo spottet, sich nur durch schlechte Kuren bekannt gemacht hatte. Nicht minder bedeutend ist die Anzahl von Sprüchwörtern, welche auf den Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten von Gegenden, Völkerschaften und Städten beruhen. So war, um an der ersten Stadt Griechenlands anzufangen, sprüchwörtlich der attische Blick, von einem freien, etwas trotzigen Aussehen. Doch weniger ehrenvoll für die Athener ist ein andres Sprüchwort: Ein Attiker hält die Hand hin, auch noch im Sterben. Dieser Geldgeiz, der hier gemeint ist, wird auch bei Plato in dem Dialog Gorgias als ein charakteristischer Zug der Bewohner von Athen angeführt und dem Perikles zur Last gelegt, er habe durch den Lohn, der durch ihn den ärmern Bürgern für manche vorher unbezahlte Functionen ausgesetzt worden sey, viel zum Aufkommen dieser Untugend beitragen. Daher mag es auch kommen, daß unter den Charakterschilderungen des Theophrast, die ganz nach

dem Attischen Leben gezeichnet sind, drei verschiedne Schilderungen vorkommen, die diesen nämlichen Gegenstand behandeln. Dagegen hieß es aber auch im Sprüchwort Attische Treue und: Ein attischer Zeuge, wenn man einen recht treuen, wahrheitsliebenden Menschen bezeichnen wollte. Ueberhaupt war die griechische Redlichkeit in frühern Zeiten allgemein anerkannt. In diesem Sinne sagt auch Plautus irgendwo: Graeca mercari fide. Von den Thraziern sagte man hingegen. Die Thrazier kennen keinen Eid. Doch diese gehörten ja mehr den Barbaren als den Hellenen an, und, wie ein anderes Sprüchwort sagte: Von Tugend wissen die Barbaren nichts. Auch die Egyptier waren in diesem Punkte übel berüchtigt. Im Ränke schmieden hieß es, sind Egypter wohl geübt. Doch unter den Griechen selbst gab es ein Volk, dem man ein gleiches nachsagte: die Einwohner der Insel Kreta. Kretisiren (κρητίζειν) hieß so viel als lügen und betrügen. Eines sprüchwörtlichen Verses des Epimenides ähnlichen Inhalts werden sich die Bibelleser aus Paulus Brief an den Titus erinnern: Die Kreter sind immer Lügner, bösartige Thiere, und faule Bäuche.

Bekannt ist ferner die Schwerfälligkeit, Dummheit und Geschmacklosigkeit der Böotier. Ein böotisches Schwein, sagte man im Sprüchwort, und: ein böotisches Gehör. Ebenso hieß es von einem solchen Menschen: Er wohnt in Keskos, und: Roher als ein Libethrier. Ersteres war eine Stadt in dem barbarischen Cilicien, die Libethrier aber ein thracisches Volk, unter welchem Orpheus seinen Tod gefunden haben soll. Die Cilicier waren überhaupt im Sprüchworte wegen ihrer Rohheit und Wildheit bekannt. Ein cilicischer Tod hieß ein grausamer Tod, und unmenschlich harte Strafen nannte man in Athen cilicische. Wir übergehen eine Menge anderer ähnlicher Sprüchwörter, um nicht zu viele Namen zu häufen. Auch einzelne historische Fakta gaben zu sprüchwörtlichen, zum Theil sehr treffenden Redensarten Veranlassung. Wie wenn man die Rubrik: «für geheime Ausgaben» in unsern Staatsbudjets sprüchwörtlich machen wollte, so sagte man in ähnlichen Fällen zu Athen: Für nöthigen Bedarf. Perikles hatte nämlich einmal während des peloponesischen Krieges den spartanischen König Plistianax mit einer bedeutenden Summe bestochen, um ihn zum Rückzug aus

dem athenienſiſchen Gebiete zu vermögen. Als er nun dem Volke von den öffentlichen Geldern Rechenſchaft ablegte, mochte er dieſe Ausgabe natürlich nicht angeben, und ſuchte ſie deswegen unter der oben angeführten Rubrik zu verſtecken. Ein anderes athenienſiſches Sprüchwort, wenn man nicht mehr wußte, wo ein Menſch in der Fremde ſich hin verloren hatte, hieß: Entweder iſt er todt oder er iſt Schulmeiſter geworden. Man giebt davon folgenden Urſprung an. Eine große Expedition, welche die Athener bekanntlich einmal gegen Sicilien unternahmen, mißlang gänzlich. Ein großer Theil der Mannſchaft kam um, der größte gerieth in Gefangenſchaft. Dieſe Gefangenen ſuchten ſich in der Regel ihre Lage durch Unterricht zu erleichtern, den ſie in den ſiciliſchen Städten den Kindern und jungen Leuten in der griechiſchen Sprache und Litteratur ertheilten. Wenn nun die Angehörigen in Athen ſich bei den noch übrigen zurückkommenden erkundigten, ſo erhielten ſie in der Regel immer die oben angeführten Worte zur Antwort, welche man auf dieſe Art ſo oft wiederholen hörte, daß ſie endlich ſprüchwörtlich wurden. Wenn Jemand ſich ſelbſt eine ſchlimme Lage bereitete, wendete man das Sprüchwort auf ihn an:

Die karpatischen Hasen. Auf der Insel Karpathus hatte man nämlich durchaus keine Hasen. Um diesem Mangel abzuhelfen, ließen die Karpathier ein Paar dieser Thiere kommen, die sich da vermehren sollten. Bald aber nahmen sie so überhand, daß keine Garten- und Feldfrüchte vor ihnen mehr zu sichern waren, und man die größte Mühe hatte, ihnen nur einigermaßen Einhalt zu thun. Wenn jemand an einer gewissen Sache zweifelte, pflegte man ihm zu sagen: Es ist wahrer als Das bei Sagra. Man erzählte davon Folgendes: Die Lokrer sprachen einst in einem Krieg gegen die Krotoniaten die Lacedämonier um Hülfe an. Diese versagten ihnen einen thätigen Beistand; um sie jedoch nicht ganz ohne Trost gehen zu lassen, sagten sie, sie wollten ihnen die Dioskuren als Helfer schicken. Der Krieg begann und die Lokrer besiegten ihre Feinde mit dem Beistand der Dioskuren. Während dieser Zeit verbreitete sich in Sparta auf einmal ein Gerücht von einem entscheidenden Siege der Lokrer, ohne daß Jemand die Quelle oder einen Gewährsmann des Gerüchtes angeben konnte. Nicht lange darauf kamen Boten, die deshalb aus Italien an die Lacedämonier geschickt worden waren, zu Sparta

an, und bestättigten das Gerücht, welches anfangs wenig Glauben gefunden hatte, durch die sichersten Nachrichten. Zugleich zeigte sich, daß ungeachtet der weiten Entfernung das Gerücht an demselben Tage in Sparta schon sich zu verbreiten anfieng, an welchem die Schlacht vorgefallen war. Bekannt ist das Sprüchwort, das ähnlicher Weise von gewissen, aber doch nicht geglaubten Unglücksfällen gebraucht wird: Wahrer als der Kassandra Weissagungen. In den Kreis solcher historischen Sprüchwörter gehört auch: Der Thracier List. Diese nämlich, einst von den Böotiern besiegt, schlossen mit ihnen einen Waffenstillstand auf zwölf Tage. Des Nachts aber fielen sie die sorglosen Böotier an, und als sie darüber zur Rede gestellt wurden, entschuldigten sie sich damit, daß sie sagten, in dem Waffenstillstande wären ja nur zwölf Tage genannt und keine Nächte.

Von den zwei letzten der oben angegebenen Klassen von Sprüchwörtern mögen folgende als Proben dienen. Einem ein Lamm schicken, hieß so viel als Krieg mit einem anfangen wollen. Bei Kriegserklärungen war es nämlich in frühern Zeiten in Griechenland Sitte, einen Herold mit einem Lamm in das feindliche Gebiet zu

schicken, das er daselbst laufen lassen mußte. Man wollte dadurch symbolisch anzeigen, daß die feindlichen Wohnungen so zerstört werden sollten, daß Gras an ihrer Stelle wachsen und eine Weide für das Vieh daraus werden würde. Bei einer glücklichen Veränderung der Umstände sagte man sprüchwörtlich: dem Schlechten bin ich entgangen, das Beßre hab ich gefunden. Bei den Hochzeitsfesten in Athen war es Sitte, einen Knaben mit Dornen und Eichlaub zu bekränzen und ihm einen Korb voll Brod zu geben, der dann in der Gesellschaft herumgieng, und die oben angegebenen Worte sprach, alles zur Erinnerung an jene alte rohe Zeit, wo die noch wilde Menschheit die Gaben der Ceres nicht hatte und sich von Eicheln nährte. Er verdient den Schild zu Argos hieß es von einem besonders gut gearteten Knaben, der zugleich von edler Abkunft war. Denn solche Knaben, die sich durch beides auszeichneten, wurden ausgewählt, um in Argos zu gewissen Zeiten mit Schilden versehen, einen feierlichen Umgang zu halten. Von Gesprächen, Gesängen und andern dergleichen Dingen, wenn sie kein Ende nehmen wollten, sagte man: Der arabische Hornbläser! In Arabien nämlich, erzählte man, bliesen die Hirten des Nachts, wenn sie

bei den Heerden wachten, auf einem langen Horne, und der, welcher den vorhergehenden ablösete, nahm immer das Horn und fuhr fort zu blasen zum Zeichen seiner Wachsamkeit, so daß der Lärm in einem fort bis zum Morgen währte. Ein molossischer Stier wurde derjenige genannt, der sich mit vielerlei Geschäften abgab und gleichsam zerstückelte. Denn die Molosser, ein Volk in der Landschaft Epirus, wenn sie ein Bündniß schlossen, hatten die Sitte die dabei geschlachteten Opferstiere in viele kleine Stücke zu zerschneiden. Wenn Jemand wankelmüthig war, und von einem sich schnell zum andern wendete, sagte man: Er ist wechselnder als ein Kothurn. Die Kothurne nämlich, bekanntlich die Fußbekleidung der Schauspieler im Trauerspiel, waren sc eingerichtet, daß man sie abwechselnd an jedem Fuß tragen konnte, da hingegen die gewöhnlichen Schuhe für jeden Fuß besonders zugerichtet waren. Wollte man andeuten, daß Jemand vom Tode nicht mehr zu retten wäre, hatte man das Sprüchwort: Der kann jetzt auch die drei Worte sagen. Ehe nämlich die Verbrecher in Athen hingerichtet wurden, bekamen sie an Essen und Trinken, was sie begehrten, und hatten die Erlaubniß, drei Sätze zu sagen mit der größten Freimüthig-

keit, die sie wollten. Dann aber wurde ihnen der Mund bis zu ihrem Tode zugebunden. Entweder achtzehn oder drei sagten Wagehälse, wenn sie bei einer Sache alles aufs Spiel setzten. Denn beim Würfelspiel waren achtzehn Augen das Höchste, was man werfen konnte und drei das Niedrigste. Wenn Jemand unverhofft und ohne Anstrengung ein Glück fand, sagte man: Auch wenn die Fischer schlafen, gehen die Fische in das Netz. Einem, welcher nachdem die Gefahr vorüber war, sich kühn und muthig zeigen wollte, rief man zu: Die Attischen Schiffer im Hafen.

Catull's Liebe.

Unter den Gedichten des Catullus befinden sich mehrere, deren Veranlassung und Inhalt eine theils glückliche, theils unglückliche Liebe des Dichters ist. Obgleich durch die Sammlung seiner Gedichte zerstreut, machen sie dennoch durch die Einheit des Gegenstandes und ihre Aufeinanderfolge ein für sich bestehendes, zusammenhängendes Ganzes aus. Ich stelle sie hier in ihrer natürlichen Ordnung und in der Form des Originals verdeutscht zusammen. Weit entfernt, durch Zusätze eine Art von Liebes-Roman des Dichters hervorbringen zu wollen, werde ich nur durch kurze Andeutungen die einzelnen Stücke zu einem Ganzen verknüpfen. Außer dem unmittelbaren, poetischen Interesse, welches ein so frischer, saftvoller, duftender Blumenstrauß gewährt, geben folgende zwei Nebenrücksichten dieser Zusammenstellung vielleicht noch ein Interesse anderer Art. Einmal können diese Gedichte als Beitrag dienen zur Vergleichung, wie die Alten die Liebe fühlten und darstellten, im

Gegensatz gegen die Neueren. Man wird auch hier, wie anderwärts, finden, daß bei jenen die Liebe mehr im Sinnlichen, bei diesen mehr im Geistigen sich bewegte. Deswegen wird, wenn wir beide Arten, jede in ihrer höchsten Vollendung, das ist, der Idee nach betrachten, die antike Liebe der modernen, oder wie wir jetzt diesen Gegensatz in der Poesie zu bezeichnen pflegen, der romantischen immer nachstehen. Sehen wir dagegen, von der Idee abgewendet, auf die Wirklichkeit, so finden wir diese letztere Art der Liebe gleichwie edler und höher, also auch seltner, und der Unnatur, Falschheit, Verkehrtheit vielfältig ausgesetzt; jene andere aber, da sie weit weniger von geistiger Freiheit ausgeht, als vielmehr auf dem sichern Boden der Natur und ihrer gleichförmigen Nothwendigkeit wurzelt, ist, wenn auch an idealer und ethischer Würde nachstehend, dennoch insgemein mit frischerem Leben beseelt, in ihren Aeusserungen bestimmter, geformter und vor Verirrungen geschützter. Zweitens kann diese Zusammenstellung der Catullischen Liebeslieder auch dazu dienen, den Charakter dieses Dichters im Vergleich mit Tibullus und Propertius, mit denen er gewöhnlich verbunden wird, und mit der erotischen Elegie jener Dichter in ein helleres Licht zu setzen. Hier

zeigt sich zunächst folgender Unterschied. Eine innere oder äussere Veranlassung, welche jenen Dichtern bei grösserer Thätigkeit der Phantasie und der Reflexion ausgeführtere poetische Produktionen eingibt, bringt bei ihm häufiger nur einen kürzeren und kunstloseren Ausdruck des Gefühls hervor, der aber um so lebendiger und inniger ist.

Die vier ersten hier gegebenen Stücke fallen in die Zeit der glücklichen Liebe unsers Dichters, welche sich hier in scherzendem, aber doch empfindungsvollem Spiel und in lebensfroher Freudigkeit äussert. Der eigentliche Name seiner Geliebten, die er hier Lesbia nennt, war Clodia. Sie war aus Verona und somit eine Landsmännin Catulls.

An Lesbias Sperling.

(II.)

Sperling, süßes Vergnügen meines Mädchens,
Mit dem freundlich sie spielt auf ihrem Schooße,
Dem den rosigen Finger sie dann hinreicht,
Und ihn neckend zu heft'gem Zorne reizet,
Wenn durch Sehnsucht nach mir gequält sie etwas
Liebes wünschet zum Spielen und zum Scherzen:
(Denn so will sie in ihrem Schmerz sich trösten
Und des Herzens verzehrend Feuer dämpfen)
Könnt' ich Vögelchen doch wie sie dich necken,
Und im Spiele der Trennung Schmerz vergessen!

Ein so liebliches Spielwerk wärst du mir, als
Atalanten der goldene Apfel, welcher
Einst der trotzigen Jungfrau Gürtel lößte.

Auf den Tod des Sperlings.

(III.)

Weine Venus, ihr Liebesgötter, weinet,
Und was artiges es noch gibt, das weine.
Denn ach! denket der Sperling meines Mädchens
Ist nicht mehr, ach! des Mädchens einz'ge Wonne,
Den sie mehr noch geliebt als ihre Augen,
Weil so herzig er war und kannte seine
Herrin, wie nur ein Kindlein seine Mutter;
Und nie gieng er von ihrem weichen Schooße,
Munter hüpfte er dahin bald, bald dorthin,
Mit dem Schnäbelchen ihr allein nur schmeichelnd.
Und nun ist er den dunkeln Weg gegangen
Woher Niemand noch je zurückgekommen.
Euch verwünsch' ich, des Orkus finstre Mächte,
Die ihr jegliches Schöne uns hinwegrafft.
Dieses Vögelchen auch habt ihr entführet.
Traurig! traurig, unsel'ger Schmerzensvogel,
Deinetwegen erröthen meines Mädchens
Schöne Augen von heißen, heißen Thränen.

An Lesbia.

(V.)

Laß uns Lesbia lieben, laß uns leben
Und der grämlichen Alten zankend Schelten
Keinen Deut werth all zusammen schätzen.
Sinkt die Sonne: sie kehrt am Morgen wieder;
Doch wenn unseres Lebens Sonne sinket,
Folget ewige Nacht im Todesschlummer.

Gieb mir Lesbia tausend Küsse, hundert
Drauf, dann andere tausend und noch hundert
Und dann abermal tausend, wieder hundert;
Dann wann mehrere tausend wir geküsset,
Laß uns ohne zu zählen küssen, daß wir
Selbst nicht wissen wie viel, und daß kein Neider,
Hörend unserer Küsse Zahl, uns schade.

An Lesbia.

(VII.)

Wissen, Lesbia, willst du, wie viel deiner
Küsse deinem Geliebten wohl genug sind?
So viel als in der öden Wüste Sand liegt,
In Cyrenes heiß durchglühten Feldern,
Zwischen Jupiters sandumgebenem Tempel
Und dem heiligen Grab des alten Battus:
Oder ebensoviel als Sterne schweigend
Auf der Liebe verborgene Feier blicken.
Kannst du, Liebliche, so viel Küsse spenden,
Dann sagt endlich genug Catull, dein Trauter.
Denn die Späher vermögen nicht zu zählen
So viel Küsse, noch uns durch Neid zu schaden.

Nach diesem muß das glückliche Verhältniß gestört worden seyn: denn auf das letzte eben angeführte Gedicht folgt nun dieses bittere und schmerzvolle Klaglied.

An sich selbst.

(VIII.)

Catull, du armer, sey nicht länger mehr thöricht,
Noch woll' vergebens, was auf ewig flieht, suchen.

Einst sahst du freilich schönrer Tage Licht glänzen.
Da giengst du hin, wohin dein Mädchen dich führte,
Geliebt von dir, wie keine je geliebt wurde,
Wo uns der Liebe Scherz und süßes Spiel blühte,
Das ich gewünscht, und auch das Mädchen nicht haßte.
Wohl sahst du einmal schönrer Tage Licht glänzen.
Jetzt will sie nicht mehr, nun wohlan woll' auch du nicht.
Thor! laß sie fliehn, mach nicht dein Leben so qualvoll;
Nimm Eigensinn zu Hülfe, und ertrag's männlich.
Leb' Mädchen wohl, die Trennung trägt Catull männlich.
Nicht bittet er dich mehr, nicht sucht er dich fürder.
Sehnsüchtig wirst du in der Einsamkeit klagen.
Was wartet für ein freudenleeres Loos deiner!
Wer wohl besucht dich jetzt? Wer wird dich schön finden?
Wen wirst du lieben? Wer wird jetzt dich sein nennen?
An wessen Mund wirst du im Kusse fest hangen?
Doch du, Catull, mit starkem Sinn' ertrag's männlich.

Der Schmerz über die verlorne Geliebte wird nun durch qualvolle Eifersucht gesteigert, und sucht sich in Schmähungen und rächendem Spotte Luft zu machen. Beiderlei Empfindungen beseelen folgende zwei Gedichte. Das erstere ist großentheils eine Nachbildung, oder vielmehr Uebersetzung eines bekannten Liedes der Sappho.

An Lesbia.

(LI.)

Einem Gotte scheinet mir jener ähnlich,
Darf ich's sagen, schöner noch als ein Gott selbst,
Der dir gegenüber mit Liebesblicken schmachtet,

Dem du so zärtlich
Liebe lächelst. Ach! mir betäubt dies alle
Sinne. Wie ich Lesbia dich erblicke,
So verläßt mich meine Besinnung, flieht mich
Athem und Leben.
Meine Zunge starret; ein glühend Feuer
Brennt verzehrend Mark und Gebein; die Ohren
Füllt betäubend Sausen; die Augen decket
Nächtliches Dunkel.
Such' Catullus! Ruhe und Trost in Arbeit:
Träge Ruhe bringet Gefahr dem Herzen,
Träge Ruhe stürzte der Herrscher Thronen,
Stürzte die Freiheit.

An Cälius über Lesbia.

(LVIII.)

Jene Lesbia, Freund, die hochgepriesne,
Jene Lesbia, die Catullus mehr als
Sich selbst liebte, und mehr als all die seinen,
Höre! schweifet durch Gassen und durch Winkel,
Jagend nach der Quiriten edeln Söhnen.

Nach diesen heftigeren Ausbrüchen folgt nun, ganz der Natur nach, eine mehr ruhige Wehmuth und elegische Stimmung.

An Lesbia.

(LXXII.)

Einstens sagtest du mir, du liebtest allein nur Catullus,
Lesbia, und du nähmst Jupitern selbst nicht für mich.
Und dich liebte mein Herz nicht mit gewöhnlichem Triebe,
Nein, wie der Vater den Sohn, wie er die Seinigen liebt.

Doch nun kenne ich dich. Fühl' gleich ich im Herzen die Flamme
Heftiger glühn, dennoch bist du mir weniger werth.
Wie das geschieht, fragst du? weil bei Untreue der Liebsten
Leidenschaft heftiger wird, Achtung und Liebe vergeht.

An Lesbia.

(LXXV.)

Nie kann sich rühmen ein Weib, daß je sie also geliebt ward.
Als ich, Lesbia, dich innig und herzlich geliebt.
Auch nicht treuer ward je ein anderes Bündniß gehalten,
Als dein Geliebter es hielt, ganz dir ergeben und treu.
Darum verwunden mein Herz auch doppelt deine Vergehen:
Das ist der Treuheit Lohn, daß ich unglücklicher bin.
Achtung kann ich dir nie, Wohlwollen niemals dir schenken;
Lieben muß ich dich stets, wenn du auch alles vollbringst.

An sich selbst.

(LXXVI.)

Giebt es Freude und Trost an rechte Thaten zu denken,
Welche man früher gethan, rein im Gewissen und gut;
Sich zu erinnern, wie man die Treu' stets heilig gehalten,
Nie durch frevelnden Schwur je einen Menschen getäuscht.
Dann hast, o Catull, du der Freuden noch viele zu hoffen,
Denkst du der Liebe dereinst, die dich jetzt ach! so betrübt.

Denn was immer ein Mensch je anderen freundliches sagen,
Was er je thun nur kann, hast du gesagt und gethan.
Doch das alles hat sie, die Undankbare, vergessen:
Darum sage: wozu trauerst du dennoch um sie?
Stärke dein männliches Herz, laß ab noch an sie zu denken,
Und dem Schicksal zum Trotz schaffe dir selber dein Glück.
Schwer ist es freilich, ja schwer so lange dauernder Liebe
Sich zu begeben so schnell: dennoch so muß es geschehn.
Das ist dein einziges Heil, hier gilt es zu siegen mit Starkmuth,
Das mußt du thun und sey's noch so beschwerlich für dich.
Kennt ihr Götter Erbarmen und habt ihr irgend schon jemals
Noch an den Pforten des Tod's Leidenden Hülfe gebracht:
O so helfet auch mir, der sich keines Frevels bewußt ist;
Und nehmt gnädig von mir dieses verzehrende Feu'r,
Welches mir Mark und Gebein durchzieht, mein Leben erstarrend,
Das aus dem Herzen mir ganz jegliche Freude verbannt.
Nicht ja erbitt' ich von euch, daß sie mich wiederum liebe,
Daß sie, was sie nicht kann, aufhöre untreu zu seyn.
Nein; mir selbst nur wünsche ich Heil und Befreiung vom Wahnsinn.
Als der Frömmigkeit Lohn schenket, o Götter! mir dies.

Von nun an bemerkt der verlassene Geliebte Spuren, daß die Ungetreue ihn doch nicht ganz vergessen habe. Er faßt sie begierig auf, und in der dunkeln Hoffnung die Verlorne wieder zu gewinnen, neigt er sich auch schon wieder zu ihrem Lobe.

Auf den Mann der Lesbia.

(LXXXIII.)

Lesbia schmähet auf mich vor ihrem Manne: er hört es,
Und der thörichte Narr freuet sich über Gebühr.
Esel, verstehst du es nicht? Hätt' Lesbia meiner vergessen
Spräche sie nicht von mir: daß sie nun schwätzet und schmäht,
Macht, weil sie meiner gedenkt: ja mehr noch, daß sie mir zürnet,
Zeigt daß gequält sie sich fühlt. Liebe erzeugte den Zorn.

Auf seine Liebe.

(LXXXV.)

Hassen muß ich und lieben zugleich; doch wie das geschehe,
Frage mich nicht: daß es ist fühle ich leider zu sehr.

Quintia und Lesbia.

(LXXXVI.)

Quintia nennet man schön: ich nenne sie blendend von Weisse,
Nenne sie grad' und schlank; lobe das einzelne so.
Dennoch ist sie nicht schön, dieweil ihr fehlet die Anmuth;
Ohne ein Körnchen Verstand ist sie, die große Gestalt.

Lesbia nenne ich schön, weil an ihr des Ganzen Vollendung,
Weil sie vereinet in sich jeglicher Grazie Schmuck.

Auf Lesbia.

(XCII.)

Lesbia lästert mich stets, nie höret sie auf mich zu schmähen;
Sterben will ich zur Stund', wenn mich nicht Lesbia liebt.
Grundlos scheint dir der Spruch? so will ich anders ihn sagen:
Sterben will ich zur Stund, wenn ich nicht Lesbien lieb'.

Bei der nähern Aussicht einer glücklichen Versöhnung vergißt der vorher so schmerzlich verwundete, so bitter gereizte, alle seine frühere Schmerzen, Klagen, seinen Unwillen, seine Vorwürfe und Rache. Nicht allein vergißt er es selbst, er will auch bei andern das Andenken daran vertilgen.

An Einen über Lesbia.

(CIV.)

Glauben konntest du je, daß ich mein Leben gelästert,
Meine Lesbia, die theurer als alles mir ist.
Hätt' ich das jemals gekonnt, nicht wäre so groß meine Liebe.
Nein; ihr irret euch sehr, alle die solches gesagt.

Endlich sehen wir die schöne Ungetreue sich dem Geliebten wiederschenken, seine Freude dar=

über und seinen tiefgefühlten Wunsch einer ungetrübten Zukunft. Nachdem auf diese Art alle Krisen jener mächtigen Leidenschaft durchlaufen sind, die Befriedigung der glücklichen Liebe, der Schmerz der Trennung, Eifersucht, schmähende Rache, stillere Wehmuth, Hoffnung und endliches Wiederfinden: so findet hier dieser kleine Cyklus lebensvoller Lieder seinen natürlichen Schluß.

An Lesbia.

(CVII.)

Wird, was man heiß sich ersehnt, ganz wider Verhoffen gewähret,
O dann erquicket das Herz Freude und Wonne zumal.
Solche Gefühle erquicken mich jetzt, die mit Gold nicht zu schätzen,
Weil du Lesbia dich wieder dem Liebenden schenkst;
Weil du aufs neue dich schenkest dem Liebenden wider Verhoffen,
Weil du es selbst so gewollt. Herrlicher, glücklicher Tag!
Wer, so frag ich mit Stolz, lebt jetzt ein glücklicher Leben?
Wer mit größerem Recht wünschet ihm ewige Daur?

An Lesbia.

(CIX.)

„Reich an Freuden fortan sey unsre erneuerte Liebe
Und ohn' Ende zugleich:“ also gelobest du mir.
Mächtige Götter, o gebt, daß sie die Wahrheit gesprochen,
Daß aufrichtig und treu sie das Versprechen gethan;
Und daß sicher und fest bis zu unserer Tage Vollendung
Unserer Lieb' und Treu heiliges Bündniß besteh'.

Baiä, ein römischer Badeort.

Bei der jetzt so allgemeinen Vorliebe für den Aufenthalt in Bädern und für die Vergnügen und Zerstreuungen derselben, mag es vielleicht nicht ohne Interesse seyn, den berühmten altrömischen Badeort Baiä der Betrachtung vorzuführen. Alles was uns in den glänzendsten und besuchtesten Bädern unserer Zeit gefällt, Schönheit der Gegend, lebendiges Menschengedränge, gewählte Gesellschaft, heitere, freiere Lebensweise — alles das finden wir in diesem römischen Bade, aber auf römische Art, das ist, höchst großartig und mit einem über unsern gewöhnlichen Maaßstab für solche Dinge weit hinausreichenden Aufwand von Kraft und Mitteln. Freilich müßte man selbst dort gelebt und mit der großen römischen Welt die Badezeit dort zugebracht haben, um ein recht lebendiges Gemälde davon entwerfen zu können. Nun aber müssen wir uns damit begnügen dasjenige zusammenzustellen, was Augenzeugen unter den Alten hie und da zerstreut in ihren Schriften erzählen.

Unter allen Gegenden Italiens galt den Alten immer die Küste von Campanien für die reizendste und herrlichste. Das warme aber dennoch durch die Seeluft wieder erfrischte Klima, die üppigste Fruchtbarkeit des Bodens, die malerische Schönheit der Gegend, welche die trefflichsten Ansichten auf der Land- und Seeseite darbietet — alles traf zusammen, um den dortigen Aufenthalt angenehm und reizend zu machen. War nun so diese selige Küste gleichsam das Auge Italiens — wie sie irgendwo genannt wird — so könnte man einen Theil derselben, nämlich die Gegend von Baiä, den Stern dieses Auges nennen. Natur und Kunst hatten sich vereinigt, um diesen Ort mit seinen Umgebungen vor allen andern auszuzeichnen. Vor sich hatte man den schönen Meerbusen, an dessen einem Ende das reizende Puteoli (jetzt Puzzuolo), am andern Misenum lag; zwischen diesen beiden Punkten das herrlichste Ufer, bedeckt mit Landhäusern, Gärten, Tempeln und andern Gebäuden. Landeinwärts in einem Umkreis von wenigen Stunden um Baiä gab es eine Menge von Naturmerkwürdigkeiten und malerischen Ansichten. In der Nähe von Puteoli erhob sich der schöne Berg Taurus mit seinen berühmten Weinreben; in seiner Nähe gegen das Meer zu stand eine von

Cicero's Villen. Westlich davon eine Meile von Baiä lag der dunkle avernische See mit den schwarzen Todesschatten der ihn dicht einschliessenden Cypressen. In dieser einsamen schauerlichen Wildniß dachte sich das Volk lange Zeit hindurch den Eingang zu dem Schattenreich. Es ist dieß dieselbe Gegend, wo auch Virgil den Aeneas in die Unterwelt hinabsteigen läßt. Als aber jene dunkeln Wälder gelichtet und die Hügel, die den See umgaben, abgeholzt waren, da verschwanden diese Sagen, wie Strabo bemerkt, und das Dunkel jener poetischen Phantasien lößte sich auf in helle, aber inhaltsleere Prosa. Zwischen dem Averner See und dem Meer lag der Lucriner See, berühmt durch seine trefflichen Fische. Augustus hatte ihn durch einen Kanal mit der offnen See verbinden lassen, und dadurch so wie durch ungeheure in das Wasser gesetzte Dämme einen Hafen gebaut, der nach des Erbauers Namen Portus Julius hieß. Nicht weit von dem See Avernus zeigte man die Höhle, wo einst die Seherin Sibylle in begeisterter Raserei Orakel gab. Noch sieht man diese Höhle und weitläufige damit zusammenhängende Substructionen. In der Nähe die Stadt Cumä, interessant als die älteste griechische Colonie in Italien und ausgezeichnet

auch noch in der Kaiserzeit durch griechische Eigenthümlichkeit und Feinheit im Leben und den Sitten der Einwohner. Südlich davon lag der Acherusische See (jetzt Coluccio), über den Charon die Seelen der Abgeschiedenen in das Todtenreich führt. Von diesem See und den ihn umgebenden dunkelbewachsenen Hügeln und Felsen kam man in eine freundliche schöne Ebene, die elisäischen Felder genannt. Es war ganz natürlich, daß die frühere Vorwelt dort ein solches Abbild der Hölle und des Aufenthaltes der Seligen sah. Der abspringende Wechsel von schauerlichen und sanften Naturscenen erregte die Phantasie, und der durchaus vulkanische Boden der ganzen Küste, voll heisser Quellen, Schwefel und Feuer hatte allerdings etwas infernalisches. Wir haben etwas Aehnliches in unserm Vaterland. Wenn man nämlich aus einem der Hauptthäler des Schwarzwaldes in das Breisgau herabsteigt, kommt man durch ein enges, starres Felsenthal in die gesegnete, lachende Ebene, worin Freiburg liegt. Jenes Thal heißt schon seit Jahrhunderten Hölle und die daran stoßende Ebne Himmelreich. Wäre der Gegensatz im Charakter dieser Gegenden noch stärker und hätten die Bewohner die südliche Lebhaftigkeit der

Phantasie, so hätte es gewiß auch hier nicht an einer weitern poetischen Ausmahlung dieser Bilder gefehlt. Südlich von den zuletzt genannten elisäischen Feldern war der große Hafen von Misenum, das jetzige mare morto. Dort war die Hauptstation der römischen Flotte im mittelländischen Meere. Man kann daraus schließen, welcher lebhafte Verkehr, welches regsame Treiben hier gewesen seyn muß: gewiß eine der interessantesten Excursionen, die man von Baiä aus machen konnte. Nicht weit davon war eine Villa des berühmten Redners Hortensius und ein großes künstliches Bassin auf acht und vierzig steinernen Pfeilern, das jetzt unter dem Namen Piscina mirabile bekannt und bewundert ist. Endlich schloß den Halbkreis des Meerbusens auf dieser Seite das Vorgebirg Misenum, ausgezeichnet durch eine entzückende Aussicht, die man von hier aus hatte, durch große Bauwerke von Bädern, wovon jetzt noch Trümmer übrig sind in der sogenannten Grotta dragonara und die vortreffliche Villa des Lucullus.

Mitten in diesen Merkwürdigkeiten und Naturschönheiten lag Baiä. Man leitete seinen Ursprung und Namen von Baios einem Gefährten des Ulysses ab. In der römischen

Geschichte wird Baiä mehrmal genannt, aber bei keinen erfreulichen Veranlassungen. Hier schlossen Cäsar, Pompejus und Crassus das Bündniß zum Untergang der Republik. Der hoffnungsvolle angebetete Marcellus wurde hier vergiftet, und hier war es, wo Nero seine Mutter Agrippina in das Schiff begleitete, in dem sie auf seine Veranstaltung den Tod finden sollte. Diese Schreckensscenen stehen in geradem Widerspruch gegen die freundliche, herrliche Natur der Gegend. Die Alten können die Stadt nicht genug in dieser Hinsicht preisen. So sagt Martial irgendwo: (1)

„Baiä, der holden Venus goldnes Uferland,
Das lieblichste Geschenk der gütigen Natur,
Baiä auch tausendfach, Flaccus, von mir gelobt
Wird nie genug gelobt, der wunderschöne Ort.“

Dagegen galt bei andern die Lage des Ortes für nicht ganz gesund. (2) Wie dem auch sey: den besten Beweis von der allgemeinen Vorliebe, die man für Baiä hatte, geben die ungemein vielen Landhäuser und andern Anlagen, welche die Reichen und Großen der weltherrschenden Stadt hier hatten. Marius, Cäsar, Pompejus hatten hier Villen, doch in etwas anderer Art angelegt als die spätern. Später zog man nämlich die Nähe des Mee-

res und die Ebne vor. Jene Häuser aber waren auf die höchsten Punkte gebaut, wie unsere Ritterschlösser. Zu dieser Vergleichung veranlaßt uns Seneca's (3) Nachricht über dieselben. «Es kam jenen Männern wohl vor, sagt er, es sey passend für Kriegsleute von oben herab, das Land weit und breit mit seinem Blick zu beherrschen, so daß man diese Gebäude, wenn man auf ihre Lage und Bauart sieht, eher für Castelle als für Villen hält.» Nebst diesen gab es dort noch eine Menge Landhäuser mehr oder wenig bekannter Männer. Sie bildeten um Baiä herum eine eigne Stadt, wie sich Strabo (4) ausdrückt. Ein besonders heimliches und schönes Plätzchen muß sich ein gewisser Vatia auserseben haben. In den traurigen und gefährlichen Zeiten der Regierung des Tiberius hatte sich derselbe gegen den Lucriner See hin an einem einsamen, stillen Orte eine Villa gebaut, und lebte da, ohne seinen Reichthum auf glänzendere Art benützen zu wollen, in dem tiefsten Frieden und der ungestörtesten Musse. So oft in Rom ein neues Opfer der Anklägerei und der tyrannischen Laune des Machthabers fiel, sagte man sprüchwörtlich zum Lob des vorsichtigen Einsiedlers: «Vatia, du allein verstehst zu leben.» Der

Philosoph Seneca aber meint, so in Unthätigkeit zu vegetiren, verdiene nicht den Namen Leben; er sey nie, sagt er, bei Vatias Lebzeiten an jener Villa vorübergegangen, ohne zu sagen: « hier liegt Vatia. » (Vatia hic situs est.) (5) Noch zeigt man die Trümmer dieses Sitzes der Ruhe und Einsamkeit. Die meisten Häuser der römischen Großen waren an das Meer gebaut, ja sogar selbst in das Meer hinein. Durch den großartigen Sinn und die überschwenglichen Mittel der Besitzer wurden hier bewunderungswürdige Werke aufgeführt, von denen jetzt noch die imposantesten Trümmer übrig sind. Besonders muß diese Liebhaberei für Wasserbauten im augusteischen Zeitalter geherrscht haben. Wenigstens ruft der lebensweise Horaz einem Reichen zu, der keine größere Sorge im Leben als solche Bau-Unternehmungen hatte: (6)

Du dem Tode nah verdingst
Zu haun noch Marmorblöck und nicht des Grabmals
Denkend thürmst du Häuser auf,
Und drängst dem Meere, das an Baiä herrauscht
Sein Gestade mit hinaus,
Zu knapp auf festem Uferland begütert.

Das ist dieselbe Klasse von Menschen, die er an einer andern Stelle so treffend charakterisirt. (7)

„Kein Meerbusen der Welt strahlt anmuthsvoller
denn Baiä"
Sprach ein Reicher das Wort; straks fühlet das
Meer und der Landsee
Liebe des hastigen Herrn: und sobald ihm kränkli-
ches Lüstern
Neue Gesicht eingab: „Auf! morgen des Tags gen
Teanum
Zimmerer schafft das Geräth'."

Solche großen in das Meer hineinreichende Bauten erhielten eine eigne Festigkeit durch eine besondre Art von Sand, der in der Nähe von Baiä und Puteoli gefunden wurde und einen ungemein festen Mörtel gab, der sich unter dem Wasser immer noch mehr härtete. Das zeigen noch die Trümmer, die sich aus den gewaltsamen Zerstörungen der Erdbeben und der Barbaren gerettet haben.

Nachdem wir die Lage und Umgebung Baiä's betrachtet haben, wollen wir nun sehen, wie für die zwei Haupterfordernisse eines jeden Bades hier gesorgt war: ich meine die Bäder und Unterhaltungen. Die Bäder waren warme mineralische Quellen und vorzüglich natürliche Dampfbäder von Schwefel. Sie waren wegen ihrer Heilsamkeit ungemein gepriesen und besucht. Doch gab es auch Zeiten, wo der Rath der Aerzte und die Mode-Bäder von entgegen-

gesetzter Temperatur vorzog. Das war besonders der Fall seit Antonius Musa, Leibarzt des Kaiser Augustus. Dieser hatte seinen Herrn, der durch Schweißbäder dem Tod nahe gebracht worden war, durch die entgegengesezte Cur gerettet. Nun suchte alles Gesundheit und Stärkung in den kalten Bädern. So erzählt Horaz, daß ihm Antonius Musa ebenfalls verordnete, Baiä mit den kalten Quellen von Gabii und Clusium zu vertauschen. Daran konnten nun freilich die guten Baianer keinen großen Gefallen finden, wie der Dichter seinem Freund mit Laune erzählt: (8)

— — Wisse, daß mir Musa
Antonius das warme Bad zu Baiä
so viel als unnütz hält und mit den Leuten dort
mich ganz entzweit hat, die sich ordentlich
ereifern, wenn sie mich zu dieser frost'gen Jahrszeit
noch gar in kaltem Wasser baden sehn.

Als vorzüglich wirksam galten die Schwefeldampfbäder und namentlich die von Horaz erwähnten bei den Myrthen. Die ganze Küste um Baiä hatte sehr viele Stellen, wo Schwefeldampf aus Höhlen von selbst hervorkam oder durch ganz weniges Nachgraben einen Ausgang erhielt. Von dieser Art ist die bekannte Solfatara, wie die Gegend jetzt heißt. Bei den Alten hieß sie forum Vulcani oder auch die phlegräi-

schen Felder. Man gräbt hier nur Gruben von ganz geringer Tiefe, in die sich die Kranken setzen, um das Dampfbad zu nehmen. Noch ist ein ähnliches Bad übrig ganz nahe bei Baiä, die Schweißbäder von Tritola, auch Bäder des Nero genannt. Dort ist bei einer heißen Quelle eine Höhle, aus der auf einige Schritte weit eine erstickende Hitze hervordringt. Die in der Nähe wohnenden Bauern zeigen den neugierigen Fremden gegen eine kleine Belohnung die Wirkung der Dämpfe. Fast unbekleidet gehen sie in die Höhle, und nach wenigen Minuten kommen sie triefend von Schweiß zurück. Man sieht in diesem Dampfbad sechs Gänge nebeneinander; jeder ist drei Fuß breit und sechs Fuß hoch. Sie dienten als Badkammern und werden noch jetzt zu diesem Zweck gebraucht.

Für die Kranken war also, wie wir sehen, hier hinlänglich gesorgt. Aber die Gesunden, deren hier, wie in solchen Bädern gewöhnlich ist, eine noch größere Menge seyn mochte, fanden nicht weniger ihre Rechnung. Das herrliche Clima, der südliche, lebhafte Charakter der Einwohner, der Zusammenfluß so vieler Reichen bildete hier ein Leben voll Reize und Vergnügen, aber, wie es zu geschehen pflegt, nicht eben sehr in den Schranken der Ordnung und Sittlichkeit sich hal-

tend. Schon zur Zeit der Republik muß Baiä wenigstens bei den strengeren für einen solchen Ort gegolten haben. Denn Cicero rechtfertigt sich in der Vertheidigung des M. Coelius, eines jungen Mannes von etwas ausschweifender Lebensweise, daß er sich eines Menschen annehme, «der kein Gelag ausschlage, der sich parfümire, der sogar schon Baiä besucht habe.» Man sieht, der Redner spricht mit Ironie; aber das steht mit dem oben bemerkten nicht in Widerspruch. Eben so kann sich Propertius nicht genug beeilen, seine Geliebte von diesem gefährlichen Aufenthalt zurückzurufen. (9)

„Schnell, mein Mädchen, nur schnell, verlasse den Ort der Verführung;
Viele Liebende schon hat er zur Trennung gebracht.
Züchtigen Frau'n ist dieß ein zu gefährliches Ufer.
Fort von dem baischen Bad; mög' es versiegen zur Stund'.“

Der strenge Stoiker Seneca (10) spricht mit noch schärferem Tadel von diesem paradiesischen Orte. Zugleich erfahren wir von ihm verschiedene recht interessante individuelle Züge des dortigen Lebens. Eines der Hauptvergnügen bestand in Wasserfahrten an der Küste. Immer sah man da auf dem Meer muntere Gesellschaften in schön gezierten Kähnen hin und her schaukeln: Musik und fröhlicher Jubel ertönte bis spät in die Nacht

dazwischen. Die Bahn, welche die Kähne durchfuhren, wurde mit Rosen bestreut. Andre saßen beim frohen Mahle am Ufer: dabei fehlte es nicht an schönen und gefälligen Mädchen und Frauen. In der Stadt selbst muß ein ungemein lebendiges, lärmendes Drängen und Treiben gewesen seyn. Seneca wenigstens gibt in dieser Hinsicht von seinem Aufenthalt in einem dortigen Gasthof und Badhaus ein Gemälde in den stärksten Farben. Da hörte man von Frühem an solche, die gymnastische Uebungen vornahmen, der Unterhaltung wegen, oder, was bei den Alten gewöhnlich war, wegen der Gesundheit; daneben das Klagen oder um Hülferufen der Kranken in den Bädern, und deren, wie Seneca sagt, die sich krank stellten; ferner die Bader und Salber (Alipten), welche mit großem Lärmen umhergingen und die Badenden abtrockneten, rieben und salbten. Andre spielten in der Nähe Ball und zählten die Treffer mit lautem Geschrei. Da sang einer im Bad, dort stürzten sich welche in die Bassins, die zum Schwimmen bestimmt waren, mit großem Geräusch; hier wurde ein Dieb festgenommen, der vergebens auszureißen suchte. Dazwischen schrien eine Menge Leute, die Kuchen, Backwerk und Eßwaren aller Art feilboten. (10)

Welchen Contrast bildet gegen dieses laute, reiche Leben der jetzige Zustand dieser Gegend! Der Lärm der fröhlichen Gesellschaften ist längst verhallt, der Gesang der Freude verstummt. Alle die herrlichen Villen, Tempel, Bäder sind theils ganz verschwunden, theils nur noch in einzelnen zerstreuten Trümmern übrig. Das einst so blühende Baiä ist ein Haufen Steine und der sonst so lebhafte Hafen verschüttet und kaum von einzelnen Fischerkähnen besucht. Das Land rings umher ist wenig angebaut, voller Sümpfe und daher höchst ungesund. Das Schloß Baia, auf einer Höhe gelegen, ist fast der einzige noch bewohnte Ort und auch hier soll die Sterblichkeit in den heißen Monaten unter der Besatzung bedeutend seyn.

---

(1) XI. 80. (2) Cicero Epp. fam. IX. 12. (3) Epist. 51. (4) V. p. 197. (5) Ep. 57. (6) Od. II. 18. (7) Epist. I, 1, 85. (8) Ebend. 15, 2. (9) I, 11. (10) Epist. 57.

Aristoteles als Lehrer Alexanders.

Philippus, König von Macedonien, war geistreich und talentvoll genug, um an wissenschaftlicher Bildung Reiz und Gefallen zu finden. Zugleich hatte er es an sich selbst, wie früher an seinem Vorbilde, dem großen Thebaner Epaminondas, hinlänglich erfahren, wie sehr durch einen wissenschaftlich ausgebildeten Geist politische Wirksamkeit und Herrschaft gestützt und gehoben werden kann. Was war demnach eher zu erwarten, als daß er die nämlichen Vorzüge auch seinem Sohne zu geben trachtete? Aristoteles wurde ausgewählt, um seine Absichten zu verwirklichen. Dieser große Mann war damals noch nicht als Lehrer öffentlich aufgetreten, aber durch Schriften berühmt, und ausserdem dem ganzen Hause des Philippus genau bekannt. Er selbst war gebürtig aus Stagira, einer macedonischen Stadt, und sein Vater Nikomachus war Leibarzt und Freund des Amyntas, Vaters des Philippus. Schon frühe war er von Philippus deswegen zu diesem Geschäfte bestimmt. Gleich bei

Alexanders Geburt schrieb er ihm: (1) «Wisse, daß mir ein Sohn geboren worden ist. Vielen Dank habe ich darum den Göttern: aber nicht sowohl wegen der Geburt des Kindes, als weil es gerade in deiner Zeit geboren wurde; denn ich hoffe, daß es, von dir erzogen und gebildet, einst meiner und der Herrschaft würdig werden wird.» In diese frühere Zeit, da Aristoteles noch in Athen lebte, können auch die beiden noch übrigen Briefe desselben an den Philippus fallen. Aus dem einen dieser Briefe mag ein Theil hier seinen Platz finden, weil man daraus schließen kann, wie frei von schlechten oder kleinlichen Absichten der Mann auf die Bildung des jungen Königsohnes gewirkt haben muß, der mit so edler Freimüthigkeit gegen den Vater sich äußerte. «Diejenigen, schreibt er, (2) welche die Herrschaft führen zur Wohlfahrt der Untergebenen, nicht blos weil sie durch Zufall oder Natur oben an stehen, verlassen sich nicht auf ihre Gewalt, welche dem Wechsel unterworfen ist, sondern sie vertrauen auf ihre Tugenden, und regieren wohl und mit Weisheit. — Deswegen unterlasse es Hellas, nach tyrannischen Grundsätzen vorzustehen, oder mit harter Willkühr: denn das eine ist ein Beweis von Unüberlegtheit, das andere von offenbarer Thorheit.»

Fünfzehn Jahre hatte Alexander, als Aristoteles seine weitere Ausbildung übernahm; er selbst stand in dem reifsten Mannes-Alter, in seinem zwei und vierzigsten Jahre. Alexander mit nicht geringeren Geistesgaben, als sein nachheriges unermeßliches Glück, war durch frühern Unterricht gehörig vorbereitet, und sein ganzes Wesen, gleichsam als wollte ihn die Natur für die Kürze seines Lebens entschädigen, schon in diesem ersten Jünglingsalter zu männlichen Thaten und Gedanken reif. Dabei war er voll Wißbegierde, Seelenhoheit, begeistert von den Idealen alter Heldengröße, zwar voll Selbstgefühl, und deswegen durch keine Art von Zwang zu bestimmen, aber, was für das Geschäft des Erziehens von der höchsten Wichtigkeit ist, durch Gründe mit Sicherheit zu allem Guten zu lenken. (3) Auf der andern Seite hatte des Aristoteles großer Geist, der wohl einzig genannt werden darf, nicht allein die ganze Summe der philosophischen und historischen Bildung seiner Zeit in sich allein vereinigt, und mit bewunderungswürdiger Kraft weiter gebracht, sondern er war auch nach der ganzen Art seines Strebens und Wissens geschickt und gestimmt nach außen zu wirken. Was war aus einem solchen Zusammentreffen nicht zu erwarten? Der Eine hatte Kraft

und Beruf, den Erdkreis zu erobern und zu beherrschen, der Andre hatte dem menschlichen Geiste und der Wissenschaft eine neue Welt entdeckt und unterworfen. Beide standen am Wendepunkt einer für die Griechen nach innen und außen neuen Zeit. Das politische Leben der griechischen Republiken war theils verwelkt, theils gewaltsam zerstört; und in dem geistigen Leben, und was als Maaßstab desselben gelten kann, in der Philosophie giengen nicht geringere Veränderungen vor. Von frühem Anfange an hatte zwar der stets rege Griechengeist gedacht und geforscht, aber bis dahin, auch noch in Plato, immer geschmückt oder gehindert durch nationelle und überlieferte Religionsansichten, und folgend der leuchtenden Spur jener alten Heroen und heiligen Sänger. Aristoteles zuerst zerriß den Kranz der griechischen Musen, und durch ihn erst entwand sich gänzlich die freie, nur nach allgemeinen Gesetzen des Denkens geregelte philosophische Forschung dem Schoose der vaterländischen Religion und Poesie. Wurde diese Ansicht gleich erst später allgemeiner, so mußte sie doch in demjenigen, in dessen Geiste sie am lebendigsten und klarsten erwachte, bei jedem Verhältnisse rege seyn, und gewiß am meisten dann,

wenn diese Ueberzeugungen und Erkenntnisse einem so hoch gestellten, wirkungsreichen Zöglinge mitgetheilt werden konnten. Welche waren denn nun die Disciplinen, die der ernste Weise lehrte, wenn er dem jungen, blühenden Königssohne gegenüber war?

Bekanntlich beruhte ein Haupttheil des griechischen Unterrichtes auf der Kenntniß der Dichter, namentlich des Homer. Wenn wir deswegen lesen, Aristoteles habe eine neue Recension der Iliade für Alexander besorgt, so geschah dieses wohl nicht blos zur unterhaltenden Lektüre, sondern wahrscheinlich auch zum Behuf der Erklärung bei diesem Unterricht. Es kam ihm hier die schwärmerische Vorliebe Alexanders für die Homerischen Gesänge entgegen, welcher in Achilles sein Vorbild fand und in der Betrachtung jenes kräftigen Heldenlebens das edelste Vergnügen und Anfeuerung zu ähnlichen Thaten. Es ist kein leerer Einfall, zu vermuthen, daß jene neue Ausgabe des Homer, (bekannt unter dem Namen ἡ ἐκ τοῦ νάρθηκος, wegen des kostbaren Behältnisses, worin Alexander sein Exemplar in dem persischen Feldzuge mit sich führte,) vielleicht ohne diese Vorliebe des Alexander nicht entstanden wäre. (4) Dasselbe mag gelten auch von

den andern Aristotelischen Schriften über die Homerischen Gesänge. (5)

Nach der Kenntniß der vaterländischen Dichter wurde die griechische Jugend durch Unterricht in der Beredtsamkeit und Philosophie zum politischen Leben gebildet, wozu die meisten derjenigen bestimmt waren, welche eine höhere Bildung erhielten. Es ist mit Grund anzunehmen, daß bei Alexander der nämliche Gang befolgt wurde, da er in der Natur der damaligen Verhältnisse lag, und Alexanders Bildung überhaupt griechischer Art war. Ausser den vielen verloren gegangenen Schriften rhetorischen Inhaltes besitzen wir bekanntlich von Aristoteles noch zwei Werke über Rhetorik; nicht bloße Anweisungen zu stylistischer Ausbildung, wie die der spätern Rhetoren, sondern nach der Bedeutung, welche damals noch die Beredtsamkeit hatte, praktische Anleitungen, durch Rede zu überzeugen und zu siegen, in genauester Verbindung mit praktischer Philosophie und Politik. Eines dieser beiden Werke ist Alexandern dedicirt, und zeigt sich auch seinem Zwecke ganz gemäß durch die geringere Ausführlichkeit, dadurch, daß überall das praktisch nöthigste hervorgehoben ist, und durch den Schluß, der so nachdrücklich persönliche Vorzüge durch Tugend und Verstand als erste Bedingung einer ersprieß-

lichen Wirkung der Beredtsamkeit aufstellt. Vorangeschickt ist eine Zuschrift des Aristoteles an Alexander, woraus wir folgende Stelle ausheben: «Wie du in dem schönsten Gewande vor allen übrigen erscheinen willst, so mußt du dich auch bemühen, die ausgezeichnetste Kraft der Vernunft und Rede zu gewinnen. Denn weit schöner und fürstlicher ist es, eine verständige Seele als einen mit einem schönen Kleide angethanenen Leib zu sehen. Auch ist es ein Widerspruch, daß derjenige, welcher über die wichtigsten Dinge durch die That entscheiden will, im Denken und Reden hinter jedem andern zurückbleiben soll; besonders da du doch weißt, daß in der Demokratie alle Geschäfte zur Entscheidung des ganzen Volkes gebracht werden, in den Monarchien aber zur Entscheidung nach der Einsicht eines Einzigen. Wie nun die freien Staaten das gemeinsame Gesetz zu dem Besten führt, so kann die deiner Herrschaft Untergebenen nur dein Verstand zu ihrem Glücke führen, u. s. w.» (6)

Mit der Rhetorik stehen die philosophischen und politischen Wissenschaften in dem Verhältniß des Zweckes zum Mittel. Die Politik machte nach griechischer Ansicht einen Theil der Philosophie aus: natürlich, da die Philosophie sich im-

mer auf die wichtigsten Interessen des Lebens und Wissens wendet, und das Höchste für den Griechen der Staat war. Obgleich nun Aristoteles nach allen Seiten hin das Gebiet der Philosophie erweiterte, und durch seine logischen Schriften der Sphäre der Wissenschaft eine ganz andere Axe gab, so ist doch sichtbar, daß er mit besonderer Rücksicht und eben so glücklichem Erfolg die politischen Wissenschaften bearbeitete. Wem hätte er nun mit mehr Liebe und Eifer diese Früchte seines Nachdenkens und seiner Erfahrung mittheilen sollen, als dem jungen Erben eines nicht unbedeutenden Reiches, dem künftigen Eroberer und Gesetzgeber so vieler Völker? Ein großer Geschichtschreiber unsrer Zeit, dessen hervorstechender Charakter es ist, genaue Beobachtung des Individuellen mit allgemeinen Ideen auf das glücklichste zu vereinigen, bemerkt folgendes über den Einfluß des Aristoteles auf die politischen Ansichten Alexanders: (7) «Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Alexander alle unterworfene Völker durch Vermischung der Geschlechter und Sitten und durch Colonien in ein griechisches Reich vereinigen und auf eine Stufe der Humanität erheben, daß er durch gemeinschaftlichen Gottesdienst und Handelsverbindungen Europäer und Asiaten gewöhnen wollte, sich als

Mitbürger zu betrachten. — Als Schüler des generalisirenden Aristoteles hatte Alexander vor andern Eroberern die Neigung und das Geschick, allgemeine Gesetze vorzuschreiben.» Die erste Bemerkung mag sich besonders auf das Zeugniß des Plutarch (8) gründen. Allein die zweite scheint, wenigstens im Sinne des Geschichtschreibers, ungegründet, da Plutarch ausdrücklich berichtet: (9) Alexander habe das eben gesagte wider die Meinung des Aristoteles gethan, welcher ihm gerathen habe, die Griechen als oberster Anführer (ἡγεμονικῶς) zu behandeln, die Barbaren aber als unumschränkter Herr (δεςποτικῶς.) Dieser große Philosoph hatte auch zu viel praktischen Sinn und zu viel politische Erfahrung durch das Leben selbst und durch historische Kenntniß, als daß er eine zwar große, aber der Ausführung nach so beinahe unmögliche Idee, als diese, hätte fassen und empfehlen können. Dagegen liberale Ideen über Menschen- und Bürgerrechte, würdige Ansichten über den höchsten Zweck der Staaten, Kenntniß und scharfe Beurtheilung der politischen Institutionen im Einzelnen, das konnte Alexander von seinem Lehrer lernen, und lernte es wohl auch zum Glücke der Welt, bis er in jener traurigen Verirrung am Ende

seiner Laufbahn diese Grundsätze vergaß. Was den Einfluß betrifft, welcher von dieser Seite auf Aristoteles wirken mußte, so fand er hier Gelegenheit, die monarchische Regierungsform genauer ihrem Wesen nach kennen zu lernen, als es sonst hätte geschehen können. Wie weit er in dieser Kenntniß kam, liegt in seiner Ethik und Politik vor. Ferner, nebst einer bessern praktischen Einsicht in politische Geschäfte, gewann er hier Veranlassung zu mehreren einzelnen staatswissenschaftlichen Werken. So schrieb er für Alexander über das Königthum ein Buch, (10) dann für eben denselben über die Gründung neuer Colonien. (11) Ein anderes gleichfalls wie die eben genannten verloren gegangenes Werk historisch-politischen Inhaltes, eine Beschreibung der Gesetze und Verfassung ausländischer Völker, (12) konnte gewiß Niemand mehr durch äußere Verhältnisse begünstigt schreiben, als Aristoteles. Macedonien gränzte an viele barbarische Völker, mit denen es durch Krieg oder Gesandtschaften stets in Verkehr stand, und bei dem nachherigen Zuge Alexanders nach Asien konnte Aristoteles durch den König selbst oder durch eigne Freunde, welche in Menge sich dabei befanden, die besten und zuverläßigsten Nachrichten erhalten.

Wie die Politik, deren integrirender Theil bei Aristoteles die Ethik ist, die praktische Philosophie ausmacht, indem sie sich bezieht auf menschliches Wesen und Thun: so hat die theoretische Philosophie, nach seiner Ansicht, drei Theile: Mathematik, Physik, Theologie oder Religionslehre. (13) Die letzte, als der Zielpunkt alles Wissens und Glaubens, steht bei ihm am höchsten, und er theilte sie, der Konstruktion seiner Philosophie nach, wahrscheinlich dem königlichen Schüler zuletzt mit, der nach dem hohen Schwunge seines Geistes gewiß hiebei am aufmerksamsten dem tiefen Denker zuhörte. Alexander legte einen solchen Werth auf diese höhere Erkenntniß, daß er es ungern sah, als Aristoteles später dieselbe durch Herausgabe seiner dahin gehörigen Schriften allgemeiner machte. Ich finde darin keine innre Unwahrscheinlichkeit. Der hochstrebende Jüngling fühlte sich in so vielem über das gewöhnliche Maas der Sterblichen erhoben, und richtete seine Ruhmbegierde auf mehr als äußerliche Herrschaft, daß er diese neue Weisheit, welche durch Form und Inhalt etwas von dem früher gegebenen ganz verschiednes bot, und aus den bisherigen, wenn auch schönen Beschränkungen, den griechischen Geist in ein ausgedehnteres Feld der Forschung führte, gewiß

mit allem Enthusiasmus aufnahm und bewahrte. Plutarch und andere haben uns die zwei folgenden darüber gewechselten Briefe aufbehalten: (14) «Alexander wünscht dem Aristoteles Wohlergehen. Du hast nicht recht gethan, daß du die akroamatischen Schriften herausgegeben hast. Denn wodurch werden wir uns denn vor den andern auszeichnen, wenn die Kenntnisse, wodurch wir gebildet worden sind, allgemein werden? Ich aber ziehe es vor, durch Einsicht in den besten und wichtigsten Dingen mich auszuzeichnen, als durch Gewalt. Lebe wohl.» «Aristoteles wünscht dem König Alexander Wohlergehen. Du schriebst mir wegen der akroamatischen Schriften, und glaubst, ich hätte sie geheim halten sollen. Wisse, daß sie herausgegeben sind, und auch nicht herausgegeben. Denn sie sind nur denjenigen verständlich, welche mich gehört haben. Lebe wohl.»

Wie wir hier sehen, daß auch noch in der Entfernung die Theilnahme des Königes für das früher empfangene Wissen fortdauerte, so finden wir davon auch in einem andern für die Wissenschaft äußerst wichtigen Umstand eine bemerkenswerthe Bestätigung. Aristoteles hatte nämlich, durch den Geist seiner Philosophie geführt, nach den bisherigen, mehr oder weniger begeisterten

kosmogonischen und theosophischen Betrachtungen der ganzen Natur in ihrer Gesammtheit, zuerst eine besonnene und ruhige Anschauung und Erforschung des Einzelnen eingeleitet. Unter seinen dahin gehörigen Schriften verdanken die naturhistorischen und namentlich die nach dem Urtheil der Kunstverständigen so ausgezeichnete Thiergeschichte, wie man mit Grund behaupten kann, vorzüglich dem Andenken und der Liebe des dankbaren Königes ihren Werth, welcher durch die ausgedehntesten Veranstaltungen und dem bedeutendsten Kostenaufwand aus allen Ländern und Welttheilen Thiere sammeln und seinem Lehrer zuschicken ließ. (15)

Auch anderes lernte der wißbegierige Jüngling, als was unmittelbar mit seinem hohen Beruf in Verbindung stand, sey es aus besonderer Liebhaberei, oder durch Umgang und Einfluß des geliebten Lehrers. Aristoteles nämlich, aus einer ärztlichen Familie entsprossen, war in der Arzneiwissenschaft wohl erfahren, und hatte selbst mehreres darin geschrieben. (16) Nun weiß man von Alexander, daß er nicht nur sich für das Theoretische der Arzneikunst sehr interessirte, sondern auch seinen Freunden ärztliche Hülfe leistete, Heilarten und Diät vorschrieb; (17) nicht unähnlich hierin dem großen Peter von Rußland,

der bekanntlich öfters chirurgische Operationen mit dienstfertiger Liebhaberei vornahm.

Fünf Jahre blieb Aristoteles an Philipps Hofe, bis dieser starb. Sein zwanzigjähriger Sohn folgte ihm nach, und unternahm sogleich den Zug nach Persien. In diese Zeit des Regierungsantrittes Alexanders scheint der erste schöne Brief an Alexander (von den zwei noch übrigen) zu fallen, von denen der andere oben gegeben worden ist. «Indem ich mich, schreibt er, (18) an dich wende, weiß ich nicht, wo oder wie ich zunächst anfangen soll. Denn wohin ich sehe, erscheint mir alles groß und ausgezeichnet und nichts der Vergessenheit werth; sondern vielmehr werth solcher Ermahnungen und Erinnerungen von meiner Seite, die den Wechsel aller Zeit aushalten können. Denn auf wirklich gute Belehrungen und Ermahnungen derer, welche unterrichten, achtet die ganze Folgezeit. So bemühe dich denn also, deine Regierung mit Wohlthun und nicht mit Stolz anzufangen. Denn Wohlthun ist das schönste im Leben: das ist es, welches unsrer sterblichen Natur, wenn sie auch, dem Laufe des Schicksals nach, sich aufgelöst hat, dennoch ein durch seine innere Größe unsterbliches Andenken verschafft. Daran denke stets. Du bist ja auch nicht ohne ver-

nünftige Bildung aufgewachsen, wie andere deines gleichen, die deswegen in verkehrten Ansichten befangen sind. Ehrenvolle Abstammung, ererbte Herrschaft, Erziehung nach festen Grundsätzen, ausgezeichneten Ruhm — das alles hast du erhalten. So hoch du nun durch das Glück gestellt worden bist, in demselben Maaße mußt du unter den Guten durch Tugend voranstehen. Schlüßlich wünsche ich dir, daß du nur Ersprießliches unternehmen mögest, und dann — Vollbringen deinen Entschließungen!» — Aus Macedonien gieng Aristoteles nach Athen zurück, und lehrte dort im Lyceum noch dreizehn Jahre. So lange er bei den macedonischen Königen lebte, hatten ihm beide die ausgezeichnetsten und herzlichsten Beweise ihrer Liebe und Dankbarkeit gegeben, und er hatte auf beide einen bedeutenden und wohlthätigen Einfluß ausgeübt, so wie andrerseits dieser Aufenthalt auf sein wissenschaftliches und übriges Leben von bleibender Wirkung war. Auf seine Verwendung wurde das von Philipp im Krieg zerstörte Stagira wieder hergestellt. Er selbst gab der Stadt Gesetze und Verfassung, und auf solche Art Beweise seiner praktischen Weisheit. Ebenso rettete er Eressus auf Euboea durch seine Fürsprache bey Alexander. Dieser König selbst hatte voll

Liebe und Bewunderung das schöne Wort gesprochen: er ehre Aristoteles nicht weniger, als seinen Vater; denn diesem verdanke er das Leben, jenem aber ein wohl und löblich geführtes Leben.

Indessen sollte ein so schönes Verhältniß nicht ungetrübt bis zum Ende fortdauern. Kallisthenes, ein Sohn der Nichte des Aristoteles, ein geistreicher Philosoph von untadelhaften Sitten, aber freimüthiger, als es bei Königen erlaubt ist, kam in Verdacht, an einer Verschwörung gegen Alexander Theil genommen zu haben, und brachte den königlichen Argwohn und Unwillen auch auf seinen Anverwandten, Aristoteles. Dieß der Anfang der Kälte und Entfremdung gegen den Lehrer. Wir übergehen die nähere Erzählung der Umstände, und bemerken nur noch folgendes: Aristoteles konnte freilich unmöglich mit Gleichgültigkeit die unglückliche Ausartung des Königes ansehen, welcher erdrückt von einer größern Macht, als ein Sterblicher ertragen zu können scheint, und berauscht von Jugend, Glück und Hoheit, um so fester in dieser Gesinnung blieb, je mehr dieser Verirrung ein durch große Ideen exaltirter Geist zum Grunde lag; welcher lieber Gott und Despot des größten Reiches der Welt seyn wollte, als nach der gleichheitslieben-

den und der Glorie der Majestät nicht günstigen griechischen Vernunft und Sitte regieren. Allein, daß er an dem Tode des Königes Antheil gehabt haben soll, ist eine so ungegründete historische Sage, und das natürliche Hinscheiden desselben so gewiß, daß man, um den Ruhm des großen Mannes nicht zu beflecken, diese Notiz eher vergessen als widerlegen sollte.

Anmerkungen.

(1) Aristot. Op. ed. Duval. t. IV. p. 789.

(2) Ibid. p. 788.

(3) Plutarch. Alexand. Cap. 7. t. IV. p. 259. ed. Hutten.

(4) Ueber diese Recension s. Wolf. Prolegom. p. CLXXXIV.

(5) 'Ομηρικὰ ἀπορήματα und προβλήματα; dann noch ἀπορήματα ποιητικά. Fabricii Bib. Gr. t. III. p. 398.

(6) Rhetor. ad Alexandr. t. III. p. 831. ed. Duval.

(7) Johannes Müller Allgemeine Geschichte. Bd. I. S. 160.

(8) De Alexandr. virt. I, 6. t. IX. p. 38. 41.

(9) L. c. p. 88.

(10) Fabric. Bib. Gr. t. III. p. 390.

(11) Ibid.

(12) *Νόμιμα βαρβαρικά.* Fabric. l. c.

(13) Aristot. Metaphys. VI, 1. p. 347. XIII, 7.

(14) Aristot. Op. t. IV. p. 789. ed. Duval.

(15) Plin. Hist. nat. VIII, 17. t. II. p. 79. ed. Bipont.

(16) Fabric. Bib. Gr. t. III. p. 395.

(17) Plutarch. Alex. cap. 8. p. 260.

(18) Aristot. Op. t. IV. p. 789.

Ueber das Sittliche
in der
griechischen Volksreligion.

Eine Rede.

Wie die Gottheit in der bewußtlosen Natur sich durch eine unerschöpfliche Fülle verschiedener Formen äußert: so offenbart sie sich auch in dem Bewußtseyn, welches dem Menschen von ihrem Wesen inwohnt, auf die verschiedenartigste, mannigfaltigste Weise. Kein Theil der Welt ist ausgeschlossen von dem allgemeinen, unendlichen Leben, das alles durchdringt; eben so ist keine Art des religiösen Glaubens ohne allen Antheil an dem Göttlichen. Nur sind hier wie dort unvollkommne und vollkommnere Gebilde, trübe und klare, gleichsam nur erst begonnene und mehr vollendete Erscheinungen des Wesens. Aber nirgends wird der Forscher auf diesem Gebiete stehen, ohne mit jenem alten Weisen sagen zu können: « Tretet herein; auch hier sind Götter. » In einem langen, unabsehbaren Zuge wallen die Völker vom Anfang der Zeiten her, und bringen dem Ewigen ihre Opfer und Gebete, ein jedes nach seiner Weise, vom Aufgang bis zum Niedergang, von den tiefsinnigen Priestern des alten Indiens bis zu un-

sern Vätern in den heiligen Eichenhainen. Welche Fülle religiöser Gefühle, Anschauungen, Erkenntnisse ist uns hier gegeben! Unter allen Völkern der Vorwelt jedoch ist außer demjenigen, welches bestimmt war, ein höhres Licht in seinem Schooße aufgehen zu sehen, kein anderes, dessen Religion mehr unsere Theilnahme in Anspruch nimmt, als das uns verwandte Volk der Griechen, jenes von dem Himmel so offenbar begünstigte Geschlecht, in dem sich alle Kräfte des Leibes und der Seele mit eigenthümlicher, innerer Lebensfülle, nicht gehindert durch äußere Einwirkungen, gesund und in der glücklichsten Harmonie bis zur vollendeten Reife ausbildeten. Sind es ja doch die Höhen des hellenischen Olympus, wo sich die schöne Welt jener seligen Götter erhob, in welchen sich der ätherische Schein idealer Schönheit mit aller frischen Kraft der irdischen Natur so wunderbar vermählte; die durch Liebe, Schutz und Kampf sich mit einem edlen Heroengeschlechte verbanden, das ihre Herrlichkeit abstrahlte; die nachher, als sie selbst nicht mehr auf Erden wandelten, durch die bildende Hand der Kunst herabgeführt wurden von den Höhen des Himmels in die Hallen der Tempel, in die heiligen Haine, in die Wohnungen der Menschen.

Und so klar und lebendig steht diese Welt in den Schöpfungen griechischer Kunst und Poesie vor uns, so wahr und nothwendig gieng sie aus dem freien Spiel der schönsten menschlichen Vermögen hervor, daß sie noch jetzt unter uns fortlebt, und daß diese Religion gleichsam eine Weltreligion aller Dichter und Künstler geworden ist. Doch wenn Gefühl und Phantasie an diesen herrlichen Gebilden sich ergötzt haben, so behauptet dann auch der Verstand seine Rechte. Es machen sich geltend die Ueberlegungen einer mehr gereiften, erleuchteten Vernunft, die Anforderungen einer strengen Sittlichkeit, die reinern Begriffe einer mehr geistigen Religion. So ist das, was uns bei dem ersten Anblick dieser heitern griechischen Götterwelt als so erfreulich und bewunderungswürdig entgegen kam, der Gefahr preisgegeben, durch diese ernsten Betrachtungen Reiz, Werth und Bedeutung zu verlieren, indem vieles nicht nur leer an religiösen Gehalt zu seyn, sondern sogar in schneidendem Widerspruche mit demselben zu stehen scheint. So ergeht es nicht blos uns: dieser Mangel fühlten schon unter den Griechen selbst alle ernsteren und denkenden Geister. Daher die vielen Allegorien, durch welche man schon frühzeitig anfieng, der Volksreligion den vermißten

höhern Gehalt zu geben; daher das harte Urtheil des selbst so dichterischen Plato gegen die Dichter, als die vorzüglichsten Schöpfer dieser phantasievollen Religion, so daß er ihnen sogar den Eingang in seinen idealischen Staat untersagte, der nur durch das reine, farbenlose Licht der Philosophie erleuchtet seyn sollte. Indessen, ohne in der griechischen Volksreligion diesen Zwiespalt gänzlich aufheben zu können, zwischen der frei sich bewegenden Phantasie und dem Sittlichen und Religiösen in seiner Reinheit, und abgesondert von allen Einflüssen der übrigen menschlichen Kräfte, Freuden und Bedürfnisse; zeigt sich dennoch auf diesem Gebiete für den unbefangenen Forscher manches, das nur der Phantasie und dem sinnlichen äußern Cultus anzugehören scheint, in einer viel nähern Verbindung mit wahrer Religion und Sittlichkeit, als man nach dem ersten Anblick erwarten sollte. Diese Verbindung nachzuweisen scheint kein unnützes Unternehmen: einmal zur genaueren Kenntniß und Würdigung des Glaubens der alten Griechen, vielleicht auch als Beitrag zur Beantwortung der großen und fortwährend so bedeutenden Frage, ob man Etwas und wieviel man im Gebiete der Religion dem Gefühle und der Phantasie einzuräumen habe. Lassen Sie uns also untersuchen,

in welchem Verhältniß dieser heitre Götterglaube und Götterdienst zu den Ideen des sittlich Guten stand, welchen Einfluß er hatte, auf das recht- und unrecht Handeln sowohl im öffentlichen als im Pritvat-Leben. Ueber das Ethische der griechischen Volksreligion demnach werde ich versuchen, die wichtigsten und fruchtbarsten Sätze hier zusammen zu stellen, oder vielmehr, damit ich Ihre Aufmerksamkeit nicht zu sehr in Anspruch nehme, nur in Umrissen anzudeuten.

Ich habe absichtlich diese Betrachtungen auf die Volksreligion eingeschränkt. Denn wollten wir allen religiösen Glauben und alle religiösen Institute Griechenlands umfassen, so müßte hier noch vieles andre zur Sprache kommen, was wir nach diesen gesetzten Gränzen übergehen dürfen. Nichts kann also hier gesagt werden von jenen Mysterien, in welchen würdigere Vorstellungen über das Wesen der Gottheit, über die Abkunft und Wiederkehr der Geister, über die Reinigung und Besserung der Seele gelehrt wurden. Eben so können hier nicht verfolgt werden die Spuren des Götzendienstes der ältesten, noch ganz rohen Bewohner jenes Landes, ehe sie zu dem Besitz derjenigen Vorzüge gelangt waren, welche den eigenthümlichen Charakter des griechi-

schen Genius ausmachen. Wir gehen vielmehr von jener Zeit aus, da im Laufe von Jahrhunderten durch die fortgehende natürliche Entwickelung des menschlichen Geistes, durch Völkerwanderungen und politische Veränderungen sich das eigentliche Hellenenthum, bildete und aus seinem Schoose jene heitre und schön geformte Götterwelt hervorgieng. Da verschwanden entweder gänzlich oder traten in das Dunkel zurück die gestaltlosen und mißgestalteten Idole, die eben so formlosen, wenn auch inhaltsvollen, mystischen Sagen, und Kalliope sang zur homerischen Leier in dem nämlichen Tone, in welchem sie die Thaten, das Leiden und Lieben ausgezeichneter Menschen verherrlichte, nun auch das Leben und Wirken zwar menschlicher, aber mit übermenschlicher Kraft und Schönheit ausgestatteter Götter. Dieser so entschiedne und ausgeführte Anthropomorphismus der griechischen Volksreligion, als ihr am meisten charakteristisches Kennzeichen, sey das erste Moment, das wir von unserm Standpunkte aus betrachten wollen. Auf den ersten Anblick freilich, wenn man von dem Zauber der Poesie absieht, und an die religiösen Forderungen und Vorstellungen einer gereifteren Menschheit denkt, scheint es unmöglich mit diesen Liebeshändeln, mit diesen Kämpfen und Verwun-

dungen sinnlich lebenslustiger und lebenskräftiger Götter irgend eine Anschauung oder Empfindung des Unendlichen und Ewigen zu verbinden. Doch lassen Sie uns sehen, ob diese Ansicht, wenigstens in ihren Wirkungen, so ganz aller sittlichen Elemente beraubt war. Dadurch, daß die Götter Menschen waren, aber gesteigert nach jeder Seite der menschlichen Anlagen und Kräfte, mußten sie nicht zugleich auch den Menschen zur Nachahmung näher gerückt seyn? Gewiß, in einer Zeit, die nicht geeignet war, durch metaphysische Lehren und abstrakten Unterricht gebildet zu werden, mußte die deutliche und lebendige Anschauung einer so gehobnen Menschheit, wie sie diese Götterwelt im hellen Spiegel des Liedes zeigte, entschieden beitragen zur Veredlung, Milderung und Verschönerung des Lebens. Denn das war doch wohl nach dem Wesen der menschlichen Natur nothwendig, daß das Volk und die ersten Gründer seiner Religion das Beste und Edelste, was sie zu fühlen und denken im Stande waren, ihren Göttern beilegten. Ueberdieß was uns, nach den strengen Forderungen einer reineren und mehr geistigen Moral beurtheilt, in dieser griechischen Götterwelt bei allen Vorzügen einer gesteigerten Menschheit befremdet, ja oft erröthen machen

muß, das konnte bei jener frühern Menschheit, bei welcher der Geist gleichsam noch nicht entbunden in der sinnlichen Hülle schlummerte, das Göttliche nicht herabwürdigen. Sie sah darin nur Aeußerungen einer stets frischen, stets lebendigen Naturkraft. Waren ferner die Götter solche gesteigerte Menschen, so konnte man in ihrem Dienste auch nichts thun, was über die Schranken des menschlichen Lebens hinausgieng. Von welcher Bedeutung dieses war, können wir leicht wahrnehmen, wenn wir auf andre Völker der alten Welt sehen. Blicken wir von Griechenland hinüber nach Klein-Asien, an den Pontus oder auf die alten Nachbarn der Israeliten und nach Babylon; blicken wir nach der lybischen Küste. Dort waren die alten Naturgötter weniger in die Schranken, in die festbegränzte Form eines ganz menschlichen Wesens eingeengt; sie hatten mehr von dem Ueberschwenglichen und Schrankenlosen der elementarischen Weltkräfte, als deren Personifikation sie anzusehen sind. Aber hätten wohl diese Völker sich verirren können, durch den grausamsten und ausschweifendsten Dienst, durch das Opfer von Menschenleben und weiblicher Zucht und Jugendblüthe, ihre Götter zu verehren, wenn sie ihre schrankenlosen Anschauungen des unendlichen Le-

bens der Natur, wenn sie den Erguß ihrer fanatischen Gefühle in eine Vielheit von Göttern getheilt hätten, versehen mit einem klaren, bestimmten, menschlichen Thun und Leben? — Ausser diesen negativen Vorzügen der griechischen Götter, in Hinsicht auf das Ethische, bleiben ihnen noch andre positiver Art. Ich habe schon darauf hingedeutet, daß sie als gesteigerte, erhabnere menschliche Naturen die ganze Sphäre der menschlichen Anlagen und Thätigkeiten in sich aufgenommen hatten. Zu diesen gehören nun aber die sittlichen, welche darum auch der Volksglaube und der Volksgesang seinen Göttern in vielfältigen Zügen beilegte, nebst allem, was aus diesen sittlichen Eigenschaften mit Nothwendigkeit hervorgeht. In diesem Sinne sagt der wackere Hirt Eumäus bei Homer, welcher Dichter als die erste und sicherste Quelle der volksmäßigen Ansichten auf diesem Gebiete anzusehen ist: (1)

„Alle gewaltsame That mißfällt ja den seligen Göttern;
Frömmigkeit ehren sie nur und billige Thaten der Menschen.“

Darum sind die Götter auch die Austheiler von Strafe und Belohnung; und so lebendig war dieser Glaube an ihre austheilende Gerechtigkeit, daß die Griechen, wie die meisten andern

alten Völker, überzeugt waren, schon hier in diesem Leben fange das Amt derselben an. Der Gerechte, dachte man, wird mit Glück von den Göttern gesegnet; so wie der Böse von seiner auf unerlaubten Wegen erstiegenen Höhe herabstürzt. (2) Keine Handlung der Sterblichen entgeht dem allsehenden Auge des Zeus. Tausende von unsichtbaren Genien, seine Diener, umschweben uns und beobachten die Thaten eines Jeden. (3) Diese Vorstellungen der schon in diesem Leben wirksamen göttlichen Gerechtigkeit gehen zu allgemein durch das ganze griechische Alterthum hindurch, als daß es nöthig wäre, einzelne Belege beizubringen, am allerwenigsten aus dem homerischen Epos. Denn macht nicht eben die Bestrafung der gottlosen und übermüthigen Freier unter dem Schutze und durch den Willen der Götter den Kern und das Ziel der ganzen Odyssee aus? Nicht zu gedenken der Tragiker und einer Menge eben dahin sich beziehender Aeusserungen der andern Dichter, so ist ja eben dieselbe Ueberzeugung von dem nothwendigen Fall der Bösen und Uebermüthigen, von ihrer Bestrafung durch das göttliche Walten, auch die Grundansicht des grossen herodoteischen Geschichtwerkes. Noch sicherer und gewisser aber erwartet die Sterblichen

nach dem Tode Strafe und Lohn. Da ist Tartarus und Elysium, das die Dichter dem Volke in reizenden und furchtbaren Bildern und mit so frischen, unvergänglichen Farben darstellten. Es sind dies freilich nicht die reinsten sittlichen Ansichten, so wie sie auch nicht die reinsten Motive des Handelns enthalten; aber sie giengen doch ursprünglich von einem lebendigen Gefühl des Rechtes und Unrechtes aus, und darnach, so wie nach den Wirkungen, welche sie im Leben hervorbrachten, sind sie wohl zu den ethischen Bestandtheilen dieser Religion zu zählen.

Wenn wir nun von dieser Betrachtung der göttlichen Strafe und Belohnung übergehen zur Betrachtung der griechischen Ansicht von moralischer Zurechnung, von Schuld und Verdienst, durch welche Strafe und Lohn bedingt wird, so begegnen uns einige Vorstellungen, welche alle Moralität zu untergraben und aufzuheben scheinen, und auch diese Wirkung gehabt haben müßten, wenn eine durchgeführte Consequenz, wenn kalte, zu bösen Zwecken alle Mittel berechnende Reflexion im Wesen dieser unbefangenen, kindlichen Vorwelt gelegen hätte. Wo nämlich das Gebiet der gewöhnlichen Erscheinungen des Lebens, der mit besonnenem, hellem Bewußtseyn begonnenen Gedanken und Handlungen aufhört,

da trat nach der Ansicht des griechischen, ja man kann sagen, des gesammten Alterthums unmittelbare Wirkung der Gottheit ein. Es war also natürlich, daß man nach dieser Denkweise so wie die ausgezeichneten Gaben und Vorzüge guter Art, also auch die gewaltigen, übermächtigen Triebe zum Bösen, die plötzlichen, unerklärlichen Verirrungen einer sonst guten Natur als unmittelbar von Gott zugeschickt sich dachte. In dieser Ueberzeugung spricht Agamemnon bei seiner Versöhnung mit Achilles vor den versammelten Griechen:

„Oft schon haben mir dieses Achajas Söhne gerüget,
Und mich bitter bestraft; doch trag ich dessen die Schuld nicht.
Sondern Zeus, das Geschick und das nächtliche Schrecken Erinnys,
Die in der Volksversammlung zu heftigem Fehl mich verblendet,
Jenes Tags, da ich nahm sein Ehrengeschenk dem Achilles.“

Auf dieselbe Weise urtheilt Penelope von der Verirrung der Helena, indem sie spricht:

„Doch sie wandte den Sinn, von der Göttin erregt, zu der Unthat.“

Und diese selbst sagt von sich:

„ich beseufzte das Unheil, das Aphrodite
Gab, da sie dorthin mich vom Vaterlande geführet.“

Diese Verblendung und Verführung zum Bösen, wodurch sich das menschliche Gemüth so oft umstrickt fühlt, in ihren mannigfaltigen Gründen und Wirkungen zusammengefaßt und personifizirt ist die furchtbare Göttin Ate.

Hiebei ist jedoch dieses zu berücksichtigen. Einmal, wie ich schon andeutete, findet sich keine Spur, daß man böse Handlungen mit Absicht unternahm, und dieselben dann durch diesen Satz gerechtfertigt glaubte. Es war dieser Glaube, wenn ich so sagen darf, mehr theoretisch als praktisch; man wollte sich damit nur das ewig dunkle Räthsel vom Ursprunge des Bösen, von dem Zwiespalt der menschlichen Natur erklären. Ferner findet sich diese Vorstellung in vielen Fällen auch so gewendet, daß die erste böse Regung und der Anfang der Sünde von dem freien Entschlusse ausgehend gedacht wird; aber dann, nachdem dieser Anfang gemacht ist, verblenden die Götter den Bösen und Stolzen noch mehr, um ihn von einer um so höhern Höhe herabstürzen zu können. Endlich fehlt es hier auch nicht an reineren und richtigen Vorstellungen. So läßt Homerus gleichsam zur Belehrung und Zurechtweisung seiner Zeitgenossen Hermes, den Gott des klaren und hellen Verstandes, irgendwo sagen:

„Wunder, wie sehr doch klagen die Sterblichen wider die Götter!
Nur von uns sey Böses vermeinen sie; aber sie selber
Schaffen durch Unverstand auch gegen Geschick sich das Elend.“

Doch wundern wir uns nicht über diese Beschränkung des menschlichen Willens. Sind ja doch selbst die unsterblichen Götter nach griechischer Ansicht nicht im Besitz vollkommner, unumschränkter Freiheit des Handelns. Auch sie stehen unter dem Gesetze eines ewigen, unabänderlichen Schicksals. So klagt Zeus selbst darüber, daß sein Sohn Sarpedon dem Geschicke unterliegt, und er vermag es nicht, ihn zu retten; und so war ja auch aller Wechsel der Götterherrschaft, des Uranos und Kronos Fall von dem Schicksale bestimmt, das auch die Begegnisse des menschlichen Lebens unabänderlich festsetzt. Man würde jedoch irren, wenn man diese fatalistischen Vorstellungen in sittlicher Hinsicht für so nachtheilig hielt, als sie allerdings hätten werden können, wenn man sie mit bösartiger Absichtlichkeit als Maxime des Handelns erdacht hätte. Es trat dieser Glaube fast nur in solchen Fällen hervor, wo auf eine besonders augenscheinliche und auffallende oder vernichtende Weise sich die Wirkung jener unendlichen Macht

zeigte, welche unserm Willen unbezwingbar entgegensteht. Daher denn auch die Inkonsequenz in der Volksansicht und deren treuestem Spiegel, den homerischen Gedichten, daß bald dem Schicksale die Bestimmung der Weltbegebenheiten und des Looses der Einzelnen zugeschrieben wird und bald dem Willen der Götter. In der ersten Ansicht spricht Hektor zu seiner Gemahlin: (5)

„Armes Weib, nicht mußt du zu sehr mir trauern im Herzen!
Keiner wird gegen Geschick hinab mich senden zum Aïs.
Doch dem Verhängniß entrann wohl nie der Sterblichen einer,
Edel oder geringe, nachdem er einmal gezeugt ward."

Dagegen heißt es an andern Stellen: (6)

„Zeus selber ertheilt der Olympier jeglichem Menschen,
Edeln so wie geringen, nach eigner Wahl ihr Verhängniß."

Und: (7)

„Zeus, der sein Geschick giebt
Jedem sterblichen Mann, so wie ihm selbst es beliebet."

Eine Milderung dieser Schicksals-Idee war es auch, daß man annahm, Beschlüsse des Verhängnisses könnten zwar nicht aufgehoben, aber durch sittliche Kraft, durch Tugend und Anstrengung doch verschoben und geändert werden. (8) In den homerischen Gedichten überdieß wird das

Schicksal nicht so sehr oft von dem auf alles ausgedehnten und alles umfassenden Walten der unergründlichen Nothwendigkeit verstanden, sondern meistens nur von dem vorausbestimmten Lebensziele, (9) welches, wie alles andre in der Natur, durch ewige Ordnung festgesetzt ist. Daß die älteste griechische Vorwelt überhaupt in dem Schicksal dem Grunde nach nichts anderes als die ewige Ordnung der Dinge sah, zeigen uns die für diese Vorstellung gebräuchlichen Wörter, (10) welche sowohl ihrer ursprünglichen Bedeutung, als ihrem sonstigen Gebrauche nach nichts anders ausdrücken als Ordnung, gehörigen Antheil, gehöriges Maaß. Liegt doch auch bei unserer deutschen Bezeichnung die nämliche Anschauung zu Grunde. Schicksal ist zuletzt im Wesen und Lauf der Dinge das, was sich schickt und paßt, auch wenn wir nicht jedesmal die Gründe davon einsehen. Die spätern Griechen, durch die Entwickelung eines hellern Selbstbewußtseyns zu einer mehr geschlossenen und der Außenwelt schärfer entgegengesetzten Subjektivität gelangt, zugleich durch eine größere Fülle von Erfahrungen mehr mit der Schattenseite des Lebens bekannt, bildeten sich ein mit mehr Consequenz durchgeführtes, trüberes Fatum. Das ist die Ansicht, welche die tragische Bühne, ein eben

so sehr der Religion als Poesie gewidmetes Institut, aufnahm und fortbildete. Doch auch diese Ansicht wirkte nicht verderblich oder lähmend auf die griechische Sittlichkeit, wie die Geschichte zeigt, und zwar, wie es scheint, aus folgenden Gründen. War das Gewicht und die Macht eines eisernen, oft zu Frevelthaten und Verbrechen gleichsam zwingenden Schicksales auf diese Weise verstärkt: so hatte sich auch auf der andern Seite im Verlauf der Zeit das moralische Gefühl durch natürliche Entwicklung, so wie durch Einwirkung einzelner ausgezeichneter Männer, Gesetzgeber, Dichter und Philosophen geschärft und geläutert. Ferner wird man bei den meisten Schicksalsfabeln der griechischen Tragödie und gerade bei einigen der furchtbarsten finden, daß das Schicksal nicht leicht den ganz unschuldigen und reinen trifft, sondern meistens durch Vergehen und Fehltritte, durch Nichtachtung eines heiligen Orakelspruches, oder sonst irgend eines göttlichen oder menschlichen Gesetzes herbeigeführt wird, und auf diese Art als ein rächendes, wenn aucht furchtbar strenges, aber eben dadurch um so wirksameres Strafgericht erscheint. Dann bewegte sich ja auch das ganze tragische Spiel auf der Höhe der Heroen- und Götterwelt, und das Schicksal der hier auftretenden

alten Helden und Könige war den Griechen gleichsam Völker- und Weltschicksal, so daß, was der Zuschauer mit Staunen und heiliger Furcht hier sah, sich nicht so unmittelbar zur Anwendung im gewöhnlichen Privatleben darbot. Ein klarer Beweis von dem ethischen Gehalt dieser dramatischen religiösen Festspiele geht endlich daraus hervor, daß noch jetzt der Leser derselben sein sittliches Gefühl und seine sittliche Thatkraft nicht gelähmt, noch niedergedrückt, sondern vielmehr durch den Anblick der erhabensten Aeusserungen menschlicher Kraft und Tugend, durch Gesänge und Sprüche voll gereifter Weisheit und der edelsten Gesinnungen gestärkt und erhoben fühlt.

Nachdem wir nun bei dieser Betrachtung des Ethischen in der griechischen Vorstellung von dem göttlichen Wesen den Anthropomorphismus und die Idee des Schicksals herausgehoben haben, bleibt uns jetzt noch ein drittes allgemeines Moment dieser Untersuchung übrig, welches uns zugleich überführt zu einer kurzen Aufzählung der einzelnen Gottheiten, an welche bestimmte ethische Ideen geknüpft sind. Wie nämlich die ganze Natur dem Griechen eine große Gesammtheit göttlicher Wesen war, wie er alle natürlichen Vorzüge, alle Fer-

tigkeiten und Künste als unmittelbare Geschenke eines Gottes ansah, und jedes Geschäft, jeden Stand unter den theilnehmenden Schutz und die Leitung eines Gottes stellte: so stand gleichermaßen alles Rechtliche und Sittliche in den Lebensverhältnissen der Einzelnen, der Familien, der Staaten, in innigster Verbindung mit der Religion und in unmittelbarem Bezug auf das Göttliche. Es ist offenbar, von welch durchgreifendem Einflusse, von wie überaus heilsamen Folgen diese Ansicht der Dinge seyn mußte. Denn mögen die griechischen Volksgötter auch noch so menschenähnlich und darum in gewisser Hinsicht beschränkt seyn: so behauptete doch das Gefühl des Göttlichen seine Rechte, und so wenig befriedigend diese Ansicht der Dinge für uns ist, so enthielt sie doch für jene Menschheit, aus der sie hervorgieng, das Höchste und Schönste, dessen sie fähig war. Wenn nun also an dieses Höchste die sittlichen und rechtlichen Verhältnisse der Gesellschaft geknüpft waren, wenn die daraus entspringenden Rechte und Pflichten dem Schutze und der Aufsicht der Götter übergeben wurden, so bereicherte man einerseits die Religion mit einem wirksamen ethischen Elemente, so wie man andrerseits dem Rechte und der Verfassung eine Garantie gab, welche bei der damaligen Art zu denken und zu

fühlen, die sicherste und höchste, ja beinahe die einzige war.

Auf diesem Gebiete tritt uns zuerst entgegen der panhellenische Nationalgott Zeus. Derselbe Gott, von dem die Dichter so viele Liebeshändel und täuschende Verwandlungen erzählten, der mit der Blüthe sterblicher Frauen in heitrer, leichter Lebensfülle ein Geschlecht kräftiger Heroen erzeugte, derselbe Gott war auch Urheber und Aufseher von Recht, Ordnung und Gesetz im Hause, auf dem Markte, in dem Rathe der Könige, in der Versammlung des gesammten Volkes, und hatte als solcher eine Menge ehrender und bezeichnender Beinamen und eine gottesdienstliche Verehrung, welche vielfältig Ernst, Heil und Ordnung in das Leben brachte. So wunderbar durchdrangen sich bei diesem Volke die heitersten, üppigsten Spiele der Phantasie und des Scherzes mit besonnenem Ernste und religiöser Scheu, da, wo es die ersten Pflichten und Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft, wo es die Bande der Natur und überhaupt, wo es das Wesentliche im Leben galt. — Die erste Bedingung, so wie die erste Wohlthat eines menschlicheren, gesitteten Daseyns ist fester Wohnsitz, Heimath, eigner Heerd und der dadurch theils gegründete, theils befestigte Familienverein.

Das Alterthum, noch näher der Urzeit thierischer Rohheit und wilden Umherschweifens, mußte eben darum den Werth dieser Einrichtungen lebendiger fühlen, als wir: ihm galten sie für etwas Göttliches und Heiliges. Diese Wohlthaten nun eines sichern Wohnortes, diese Freuden der Häuslichkeit leitete man unmittelbar von Zeus ab und stellte dieselben unter seinen Schutz und Segen. Von der griechischen Benennung des umschlossenen Hofraumes, der alles dieses, Haus, Eigenthum, Familie, in sich barg, hieß der Gott in dieser Beziehung Zeus Herkeios. Sein Bild stand auf einem Hausaltar an dem äußersten Thore des Hofes. Bei wichtigen Vorfällen, welche des Hauses Ehre und Wohl berührten, wurden an diesem Altare, Schwüre, Zeugnisse und Gericht gegeben. Eben so war auch das Innere des Hauses durch die Nähe und Verehrung einer Gottheit geheiligt. Der Heerd, von dem die Segnungen der Wärme ausgehen, so wie eine bessere, menschlichere Nahrung, als die rohe Kost der ersten Zeit war, galt für den Altar der hehren Hestia. In demselben Sinn hatte auch fast eine jede griechische Stadt in ihrer Mitte einen Tempel dieser Göttin, den man Prytaneum nannte, gleichsam einen Gesammtheerd der zu einer großen Familie

vereinigten Gemeinde, und der sichtbare Mittelpunkt der gemeinsamen Heimath. Und gleichwie ruhiger, ungestörter Besitz und Genuß des Hauses Anfang und Ende der bürgerlichen Vereinigung ist: so war es Sitte der Griechen bei feierlichen Bündnissen und Verträgen, ja fast bei allen Opfern mit einem Gebete an Hestia zu beginnen und zu schließen. — Wenn man am eignen Heerde sitzend dessen Werth so lebendig fühlte, so war es natürlich, daß bessere Gemüther Unglückliche, welche keine Heimath hatten, daß sie Fremdlinge, welche sich fern von ihrem heimathlichen Heerde befanden, gern an den Vortheilen und Segnungen desselben Theil nehmen ließen. Dieser menschlichen und schönen Regungen bemächtigte sich die Religion, machte sie zu einer heiligen Pflicht und knüpfte ihre Ausübung an die Scheu vor den höchsten Göttern. Denn was der Sänger die Königstochter Nausikaa zum Troste des Odysseus sagen läßt: (11) — «Zeus gehören ja alle Fremdling' und Darbende an» — war allgemeiner Glaube jener Zeit. Heilig war, wer irgend in einer Noth als Fremdling Hülfe suchte, und als solch ein Hülfsbedürftiger und Bittender sich durch gewisse Zeichen zu erkennen gab. Daran erinnert Odysseus den ungastfreundlichen Cyklopen, indem er sagt: (12)

„Scheue doch, Bester, die Götter! Wir nahn dir jetzo mit Demuth;
Aber dem Bittenden ist und Fremdlingen Zeus ein Rächer,
Der gastfreundlich den Gang ehrwürdiger Fremdlinge leitet.“

So bildete sich jene so schöne Sitte der griechischen Gastfreundschaft unter dem Schutze und der Autorität der Religion, eine Sitte, die immer dem menschlichen Gefühle wohlthätig und für den Verkehr der Menschen unter sich ersprießlich ist, die aber in jenen früheren Zeiten bei den noch nicht vervollkommneten gesellschaftlichen Einrichtungen um so wichtiger und heilsamer seyn mußte. Besonders erfreuten sich dieses milden Schutzes diejenigen Unglücklichen, die sich eines unfreiwilligen Mordes schuldig gemacht hatten, und dadurch der Blutrache der Verwandten preisgegeben waren, so wie der göttlichen Rache, von welcher nach den Begriffen des Alterthums auch ein unvorsätzlicher Mord nicht verschont blieb. War nun ein solcher zu dem Altar der Hestia geflohen, so hatte der Hausherr die Pflicht, ihn zu schützen, durch vorgeschriebene Opfer und Gebräuche zu reinigen und so wieder in die Gemeinschaft der Götter und Menschen den Verstoßenen zurückzuführen. Alle diese eben genannten Pflichten und heiligen Gebräuche leiteten die

Griechen von Zeus ab, stellten sie unter seinen Schutz, und verehrten ihn in dieser Beziehung mit den entsprechenden Namen: Zeus Xenios, Hikesios, Katharsios. Aber Zeus ist nicht blos die Quelle des Rechten und Ordnungsmäßigen in den Privatverhältnissen, welche sich auf das Haus gründen: er ist auch Ertheiler des öffentlichen Rechtes, der Ordnung der Gemeinden, Völker und Staaten. Jene alten Stammkönige, jene Hirten der Völker, welche in der frühesten Zeit in erblichen Königreichen Anführer, Richter und Priester waren, leiteten meistens nach der mythischen Genealogie ihr Geschlecht und eben so auch ihre Gewalt und ihr Recht von diesem obersten König der Menschen und Götter ab. Von Zeus kommt der Scepter her, ererbt von Vater auf Sohn, womit Agamemnon über die Achäer herrscht. Als später das Königthum nach und nach der Aristokratie und Demokratie wich, waren auch bei diesen neuen Formen die wichtigsten politischen Ideen, die bedeutendsten Staatseinrichtungen, die Autorität des öffentlichen Rechtes und der Gesetze auf Religion gegründet und vielfältig an göttliche Wesen und Namen geknüpft. Zeus, der städtische, (13) galt den Hellenen als höchster Stadtkönig und Stadtbeschützer, sowohl der Gesammtheit der

Gemeinde, als auch der einzelnen, für sich bestehenden Theile derselben. Denn so finden wir es doch in den Staaten des Alterthums, daß die Gemeinden wahrscheinlich von ihrem ersten Entstehen an durch das Zusammentreten einzelner, vorher patriarchalisch geführter Familien und Stämme, aus kleinern und größern Abtheilungen, Phylen und Phratrien, Tribus und Curien genannt, bestanden. Die Glieder dieser Zünfte und Stämme nun waren durch gemeinschaftliche Götter, Opfer und Feste zur Hülfe und Lust des Lebens innig mit einander verbunden, und wurden durch dieses religiöse Band hauptsächlich zusammengehalten. Dieser Gesellschaften Eintracht und Wohlfahrt beaufsichtete und erhielt Zeus Phratrios, Zeus Homognios. Denselben Kreis ethisch-politischer Religions-Ideen berührt auch die Göttin Athene, welche ohnehin als personificirte Weisheit in den Künsten des Friedens und Krieges, als reine Jungfrau, als Beschützerin kluger und tugendhafter Helden mehr der Sphäre des Geistigen als des Sinnlichen angehörte. Unter ihrer Autorität und ihrem Schutze stand eines der ältesten und angesehensten Criminalgerichte zu Athen, das bei dem Palladium. Ferner wie überhaupt die alte Welt Verträge der Völker und Bundesversammlungen durch

Opfer, religiöse Gebräuche und Anrufung der Götter bekräftigte und heiligte: so stand auch das Gericht der Amphyktionen unter dem Schutze dieser Göttin, welche in dieser Beziehung Pronöa, die vorsichtige, hieß.

Ich breche diese Betrachtungen über den so äußerst wichtigen und folgereichen Zusammenhang der politischen Institutionen mit der Volksreligion der Griechen hier ab, um schließlich onch an einige einzelne Gottheiten erinnern zu können, welche dem Gebiete des Ethischen angehören. Diese sind theils solche, deren erste Hauptvorstellung ursprünglich physisch und historisch war, aber nachher ethisch gewendet wurde, oder es sind solche, welche gleich anfänglich und durchaus als Allegorien und Personifikationen ethischer Ideen angesehen werden müssen. Als ein sehr bedeutendes und beziehungsreiches Beispiel der ersten Art kann uns der Mythus des Herkules gelten. Diese ursprüngliche Personifikation der starken, siegreichen Sonne wurde ethisch aufgefaßt als Vorbild eines Kämpfers gegen alle Erzeugnisse des Dunkels und des Bösen, als Ideal der Heldenkraft und männlichen Tugend. Solche Deutungen hatte man nicht nöthig mit vieler Mühe zu suchen: sie boten sich gleichsam von selbst dar

nach dem Parallelismus zwischen Geist und Natur, der innern und äußern Welt, worauf am Ende aller bildliche Ausdruck, alle Symbolik und Allegorie beruht. Aber auch von rein ethischen Personifikationen und Allegorien hatte die griechische Volksreligion eine bedeutende Anzahl, die gleich anfangs mit lebendiger, fruchtbarer Anschauung aufgefaßt, um so glücklicher und reifer nachher von Künstlern und Dichtern weiter ausgeführt wurden. Mit der Themis, dem Urgesetze der Dinge, erzeugt Zeus die Dike, das Recht, eine der drei Horen, der Göttinnen, welche die Ordnung der Natur, die gesetzmässige Folge und Entwickelung der reifenden Zeit bestimmen und lenken. Gleich dieser ewigen Ordnung der Natur sind auch die wesentlichen Gesetze des Rechtes unabänderlich und über menschliche Willkühr erhaben. Wer gegen diese heiligen Satzungen der Themis und Dike sich vergeht, den strafen die furchtbaren Erinnyen. Man kann die Qualen und nie ruhenden Vorwürfe eines schuldbewußten Gewissens nicht wahrer und lebendiger empfinden und darstellen, als es von den Griechen in der Vorstellung dieser Göttinnen geschehen ist. Noch mächtiger als sie, und das ganze Gebiet des menschlichen Lebens umfassend, waltet die

Göttin Nemesis, erzeugt im Schooße der Nacht, oder nach einer andern Sage Tochter der Gerechtigkeit, die Göttin des strengen Maaßes, welche den Uebermuth straft im Thun und Handeln einzelner Menschen und ganzer Völker, die jeden, der sich nicht selbst mäßigt, in die Schranken der Ordnung mit vernichtender Macht zurückdrängt. Es läßt sich nicht leicht eine tiefer empfundene, klarer ausgesprochne und reicher ausgeführte ethische Allegorie irgendwo nachweisen, als diese. Keine Anschauung, keine Lehre war auch dem griechischen Geiste eigenthümlicher, als diese; ja in ihr liegt eigentlich der ganze, bis jetzt noch von keinem Volke erreichte Vorzug der Griechen. Dieses Maaß, dieser überall angewendete goldne Spruch: «Nichts zu viel» war es, der ihr ganzes Denken und Thun in klarer Einfachheit und Ruhe hielt, entfernt von allen, über die Schranken einer gesunden, natürlichen Menschheit hinausschweifenden Gefühlen, Wünschen und Gedanken. Dieses Maaß schuf ihre Götter eingeschlossen in menschliche Formen und doch so voll Kraft und Erhabenheit; dieses Maaß schuf ihre Kunst, welche in ihren schönsten Werken mit weiser Enthaltsamkeit sich überall auf das Wesenliche beschränkt; es zeigt sich in

den Lehren ihrer Philosophen, welche die richtig gemessene, gleiche Entfernung von allem Aeussersten und Uebertriebenen für den sichersten Weg der Tugend und wahren Lebensweisheit hielten. (14) Dasselbe Maaß endlich spricht sich aus in ihrem Widerwillen gegen alle überschwengliche Macht und Vorzüge einzelner Stände und Personen, und gestaltete darnach die Freiheit ihres politischen Lebens. Ist es nicht, wie wenn auch jetzt das Walten dieser Göttin, welche die Weltgeschichte durchschreitet, sich offenbarte, da die Nachkommen der alten Hellenen den Thron ihrer übermüthigen, alles Maaß überschreitenden Zwingherrn wanken sehen? Mögen auch nur sie Maaß halten im Gefühle der Rache, Maaß in der Freude des Sieges, in ihren Wünschen und Forderungen. Dann wird wohl Nemesis das Rad der menschlichen Schicksale, das sie in ihren Händen hält, zu ihrer Rettung drehen. Und so wie ihre Ahnen in mancher heißen Schlacht Götter und verklärte Heroen in den Reihen ihrer Vorkämpfer sahen, so mögen auch in diesem Kampfe der Verzweiflung sie führen und stärken alle die schönsten menschlichen Gefühle und edelsten Gesinnungen, aus welchen ihr Volk ehemals

seine Götter schuf; mögen ihnen voranstreiten die großen Heldenseelen ihrer Ahnen, auf daß sie bei den Todten die Hülfe finden, welche ihnen die Lebenden versagen.

Anmerkungen.

(1) Odyss. XIV, 83.
(2) Odyss. XXII, 412. XIX, 109. Hesiods T. u. W. V. 238. f f.
(3) Hesiod a. a. O. V. 252.
(4) Iliad. VI. 486.
(5) Od. VI, 486.
(6) Od. VI, 188.
(7) Od. I, 343.
(8) Od. XVI, 780. XVII, 321.
(9) Heyne zu Il. VI, 487.
(10) μοῖρα, αἶσα.
(11) Od. VI. 207.
(12) Od. IX. 270.
(13) πολιεύς.
(14) Vergl. des Verfassers Ausgabe der Ethik des Aristoteles. Bd. II. S. 72.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zell, Karl,

Ferienschriften

Bd.: 1. Sammlung

Freiburg im Breisgau 1826

Ant. 401 m-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10254675-7